



Volks-Tribüne.

Sozial-Politische Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Expediteur:
„Volksblatt“, Neusthr. 3.

Insertate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Insertaten-Nachnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

No. 42.

Sonnabend, den 18. Oktober 1890.

IV. Jahrgang.

Die ersten Tage des sozialistischen Kongresses. — Spießbürgerliche Reformideen zur Lösung der sozialen Frage. II. — Einiges über die Lage der im Berliner Papier-Verarbeitungs-Gewerbe beschäftigten Arbeiter. — Strindberg's „Vater“. — Naturalismus und Sozialismus.

Gedicht. — Novelle. — Der Kapitalwerth des ländlichen Grundbesitzes. II. — Die Zuckerindustrie und ihr Proletariat. — Aus meinem Sauerbrunnen.

Die ersten Tage des sozialistischen Kongresses.

Donnerstag, den 16. Oktober.

Der erste Kongress, welcher wieder auf deutschem Boden im vollen Lichte der Öffentlichkeit stattfinden durfte, nimmt einen glänzenden Verlauf. Groß und imposant, wie unsere Partei in den Wahlkampf des 20. Februar hineinschritt, bewährt sie sich auch in den Verhandlungen des Parteitages. Ein tiefer demokratischer Zug geht durch alle Verhandlungen. Die Meinungen treten einander kämpfend gegenüber, — aber jeder Gedanke an die von der bürgerlichen Presse mit so viel Behagen prophezeigte Spaltung ist lächerlich geworden. Die Partei hat ihre Einigkeit zum Kerger ihrer Feinde dokumentiert — und diese Einigkeit war nicht das Produkt irgendwelchen blinden Autoritätenkultus. Das zeigte sich überall, besonders auch in der — berechtigten oder unberechtigten — Polemik, mit der sich ein Theil der Genossen gegen das Verhalten der Fraktion in der Waiseier und bei den Stichwahlen wandte.

Die Verhandlungen begannen mit den Ansprachen unserer ausländischen Gäste. Holland, Belgien, Oesterreich, Schweden, die Schweiz, Italien und Frankreich hatten Repräsentanten ihrer proletarischen Bewegung nach Halle geschickt. Und die Worte internationalen Solidaritätsgefühls, welche da an die deutsche Arbeiterpartei, die Vorhut der gesammten Sozialdemokratie, gerichtet wurden, sie gaben nur der wirklichen Gemeinschaft, die uns alle verbindet, den richtigen Ausdruck. Der mächtige Mahnruf, in welchen das kommunistische Manifest ausklingt — er ist zur Wahrheit geworden. „Proletariat aller Länder vereinigt Euch“, diese Parole, welche in riesigen Lettern über der Bühne des Sitzungssaales prangte, überall in den Reihen des Proletariats hat sie Widerhall gefunden. Jeder unserer ausländischen Genossen trat auf, um dafür Zeugniß abzulegen.

Das wichtigste Ereigniß der Montagsitzung war der Rechenschaftsbericht der Parteileitung, welchen Bebel dem Kongresse vorlegte. In kurzen Worten zeichnete er die Wucht der Verfolgungen, die unsere Partei zu erdulden hatte. Etwa 80 Genossen wurden in den ersten zwei Jahren des Sozialistengesetzes gezwungen, Deutschland zu verlassen und keiner derselben ist zurückgekehrt. Keine andere Partei hätte einen solchen Abbruch, wie er damals an uns vorgenommen wurde, ertragen. 1500 Genossen hat das Sozialistengesetz in das Gefängniß geworfen, ohne darum unsere Agitation und die Schaar unserer Anhänger auch nur im mindesten zurückzudrängen. Von 493 000 Stimmen, die wir vor dem Ausnahmegesetz hatten, sind wir zu anderthalb Millionen bei der letzten Reichstagswahl emporgestiegen — unaufhaltsam, unüberwindlich. Unsere Presse, der unscheinbare, tägliche, nie ermüdende Agitator des sozialen Gedankens — gedeiht vortrefflich. Sie wird durch 104 Blätter mit zusammen etwa 600 000 Abonnenten repräsentiert.

Aber auch in dem Punkte, welcher von Vielen für den wichtigsten bei jeder Kriegsführung gehalten wird, haben wir die wunderbarsten Erfolge. Unsere Kassen sind so wohl gefüllt, daß der Agitationsfonds unserer Gegenparteien zur Lächerlichkeit daneben zusammen-

schrumpft. Wahrlich, die Zahlen Bebel's sprachen eine ergreifende Sprache. Wir, die Partei der Proletarier, der lumpigen, hungernden Habenichtse — wir besitzen als Partei weitaus das meiste Kapital. Unsere Genossen wissen von ihrer Armut Opfer zu bringen, vor denen der Reichtum der staatserkhaltenden Parteigänger zurückschreckt! Das Vermögen, das bloß in den Händen der Parteileitung konzentriert ist, beträgt augenblicklich 171 830 Mark.

Auch von dem Agitationsplan, der sich für die Partei jetzt nach Aufhebung des Ausnahmezustandes empfiehlt, sprach Bebel. Man müsse energisch gegen den Ultramontanismus vorgehen, ihm ein Gebiet nach dem andern wegerobernd. Ferner sei für die gesammte Landbevölkerung ein besonderes Blatt zu gründen, desgleichen für die lohnbrüden polnische Arbeiterschaft und die Elb-Lothringer. Auch die Einrichtung eines Bureaus für sozialstatistische Arbeiten sei im Interesse der Partei sehr zu wünschen. Zeigen wir unsern Gegnern, so schloß die treffliche Rede, daß unser Ruf trotz alledem ist: Vorwärts, vorwärts, vorwärts!

Im Verlauf der Diskussion wurde dann von Berlin aus der Antrag gestellt, es möchte zur Schlichtung der zwischen Fraktionsmitgliedern und Berliner Genossen schwebenden sachlichen oder persönlichen Differenzen eine Kommission gewählt werden. Der Antrag wurde abgelehnt; nachdem jedoch Werner, der Vertreter der Opposition, sich über die Beschwerden, die er gegen Fraktionsmitglieder, insbesondere gegen Grillenberger, vorbringen müsse, verbreitet hatte, nachdem Grillenberger, Lieblucht und Bebel ihm geantwortet — wurde von allen Seiten die Einsetzung einer solchen Kommission befürwortet. Die Wahl derselben wird auf die nächsten Tage verschoben.

Im Uebrigen drehte sich die Debatte um die Waiseier und den Beschluß des St. Gallener Kongresses, der bei Stichwahlen den Genossen Stimmhaltung anempfohlen hatte. Es wurde von den verschiedensten Seiten der Vorwurf erhoben, daß die Fraktion mit ihrer Mahnung, bei der für den 1. Mai geplanten Arbeitseinstellung vorsichtig zu sein, nicht rechtzeitig hervorgetreten wäre. Dadurch sei Unentschlossenheit unter den Arbeitern entstanden und diese Unentschlossenheit habe das Fiasko der Waiseier und die darauf folgenden Arbeitermahlregelungen verschuldet. Es wurde ferner gestadt, daß die Fraktion bei den letzten Stichwahlen, entgegen dem ausdrücklichen Beschlusse des St. Gallener Kongresses, ein Eintreten für die freisinnigen Kandidaten befürwortet habe. Bebel wies in seinem Schlußwort diese Angriffe zurück. Seit dem St. Gallener Kongresse habe sich eben die politische Situation geändert. Nach dem Ausfall der Wahlen vom 20. Februar hätte man hoffen können, die Reihen der Opposition bei der Stichwahl so zu stärken, daß eine Verlängerung des Sozialistengesetzes von der Majorität des neuen Reichstages abgewiesen werden würde. Darum habe die Fraktion jenen nicht mehr zeitgemäßen Beschluß, der auch von den Parteigenossen im Lande jetzt als Fessel empfunden wurde, gebrochen und sei dafür eingetreten, die Opposition schlechthin — also auch die freisinnige — bei den Stichwahlen zu unterstützen. — Was die Waiseier betreffe, so habe man einen Fraktionsbeschluß über dieselbe deshalb hinausgeschoben, weil man allgemein eine sehr viel frühere Einberufung des Reichstages, welcher die neue Fraktion vollständig in Berlin versammelt hätte, erwartete. Man konnte nicht wissen, daß dieser Termin so weit hinausgeschoben werden würde. Materiell müsse aber die Haltung der Fraktion durchaus gebilligt werden. Die Industrie ging schlecht und unser Unternehmertum hätte mit Vergnügen ungezählte Arbeiterscharen auf's Pflaster setzen können. Die Fraktion, welche bei einer solchen Lage Del in's Feuer goß, habe sehr viel gutes gewirkt, indem sie durch ihren Beschluß die Zahl der Feiernden und damit die Masse der Aussperrungen verminderte.

Am Dienstag referirte Singer über die parlamentarische Thätigkeit der Fraktion. Er erläuterte die ablehnende Haltung unserer Partei dem Militarismus, der Steuerpolitik, der Kolonialpolitik und der offiziellen Sozialreform gegenüber. Der Parlamentarismus sei eine unentbehrliche Waffe des Proletariats, nicht nur in den Agitation bewähre sich die parlamentarische Taktik unserer Partei, sondern auch in dem moralischen Druck, welchen sie auf die übrigen Parteien ausübe. Das kleine Bischen Sozialreform, das wirklich Nutzen für den Arbeiter bringe, sei nur durch unsere parlamentarische Thätigkeit erreicht. Verschiedene Redner schloßen sich den Ausführungen Singers an und sprachen ihre vollkommene Zustimmung zu der bisher von der Fraktion im Reichstage befolgten Taktik aus. Als einziger Opponent tritt Werner auf. Seiner Meinung nach hätten sich unsere Abgeordneten zu tief in die parlamentarische Thätigkeit eingelassen. Die Wichtigkeit des Arbeiterschutzes werde bei weitem übertrieben. Das eiserne Lohngesetz mache alles, was man auf dem Wege des Arbeiterschutzes gewinne, null und nichtig. Er fährt dann im Besonderen einige bestimmte Fälle an, in denen er eine prinzipielle Haltung der Fraktion, besonders Bebel's, nicht habe erblicken können. Die stürmische Agitation, die Proklamirung unserer Prinzipien, die stete Bearbeitung der großen Masse — das sei auch für unsere parlamentarischen Vertreter die eigentliche Aufgabe. Darauf nahm Bebel zur Erwiderung das Wort. Er widerlegte sehr eingehend und überzeugend die spezialisirten Einwürfe, die Werner gegen ihn und die Fraktion erhoben. Er rügte scharf die Unklarheit in den allgemeinen ökonomischen Ausführungen Werners, durch welche er die Nutzlosigkeit einer Arbeiterschutzesgesetzgebung habe beweisen wollen. Beim Wahlkampf habe Werner diese radikalen Ansichten noch keineswegs geäußert, er würde dann nicht ein Drittel der tatsächlich auf ihn entfallenen Stimmen erhalten haben. Die Taktik unserer Partei, schon in der gegenwärtigen Gesellschaft alles für die Arbeiterschaft praktisch Erreichbare anzustreben, sei die einzig richtige. Ohne sie würden uns die Massen nie folgen. Aehnlich spricht sich Singer im Schlußwort aus.

Am Nachmittag erhielt Auer zu seinem Referat über den Organisationsentwurf das Wort. Er tabelte die Festigkeit, welche in der Kritik des Organisationsentwurfes hier und dort zu Tage getreten sei. Der Entwurf nehme möglichst Rücksicht auf die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse; man wolle es für's Erste trotz der Vereinsgesetze mit einer allgemeinen Organisation versuchen, werde man aufgelöst, so werde es der Partei — dieser unzerstörbare Substanz — am Ende auch nichts schaden. Die Forderung, daß nur der im engeren Sinne als Parteigenosse gelten solle, welcher die Partei auch dauernd materiell unterstütze, könne man eventuell fallen lassen, weil dieser eine Paragraph schon genüge, uns als „Verein“ zu kennzeichnen und uns so der Gefahr einer Auflösung auszusetzen. Die andere Bestimmung, daß, wer ehrlose Handlungen verübt habe, von der Parteigenossenschaft auszuschließen sei, müsse aber jedenfalls festgehalten werden. Nicht darauf, ob jemand bestraft sei, auf die moralische Qualität seiner Handlungen komme es, wenn man über seinen eventuellen Ausschluß zu entscheiden habe, an. Irgend eine gegen die großen Städte gerichtete Tendenz liege dem Paragraphen, welcher die Delegirtenzahl jedes Kreises auf das Maximum von drei beschränken wolle, nicht vor. Hauptzweck des Parteitages sei doch, die Genossen zu weiterer Arbeit anzufeuern, auf den Wahlmodus komme wirklich nicht sehr viel an. Dafür, daß die Fraktion und nicht der Parteitag die Gehälter der mit der Parteileitung betrauten Personen festzusetzen habe, spreche die einfache Thatsache, daß der Kongress doch nicht im Voraus die Arbeitslast und damit die notwendigen Entschädigungen der Vorstandsmitglieder werde berechnen können. So niedrig solle man doch nicht denken, in den diesbezüglichen Paragraphen des Entwurfes ein Geschäftsmandat zu wittern. Eine zen-

tralierte Kontrolle der Presse durch den Parteivorstand empfehle sich als Abwehr gegen unlautere Privatpekulationen und Blätter, welche dem Partei-Interesse entgegenarbeiten. Daß die Fraktion die Kontrollbefugnis über den Parteivorstand erhalte, sei aus reinen Zweckmäßigkeitsrücksichten vorgeschlagen, könne ja aber auch geändert werden. Zum Schlusse ging der Redner ausführlich auf die Gründe ein, welche das „Berliner Volksblatt“ als besonders geeignet erscheinen lassen, die Rolle eines offiziellen Parteiorganes zu übernehmen.

Am nächsten Tage, am Mittwoch, begann die Diskussion über den Entwurf. Vollmar wünscht, die Kontrolle über den Parteivorstand nicht der Fraktion, sondern einem zu diesen Zweck gewählten Ausschuss des Parteitages zu übergeben. Werner schließt sich diesen Ausführungen an. Er schlägt vor, der Kongress möge einen Vorstand von 16—20 Personen wählen; ein Theil derselben habe dann die Geschäftsleitung zu übernehmen. Die übrigen kontrollieren aber diese Geschäftsleitung. Er wünscht ferner statt des Centralorgans eine lithographirte Parteikorrespondenz, die an die Lokalblätter zu versenden sei. Das Berliner Volksblatt müsse den Berlinern verbleiben. Kessler erörtert vom Standpunkte des Preuß. Vereinsgesetzes den Entwurf und empfiehlt den Berliner Antrag als den juristisch am wenigsten anfechtbaren. Eine Menge von Abänderungsanträgen zum Organisationsentwurf wird im Laufe der Debatte eingereicht.

Am Nachmittag hielt Liebknecht seine mit stürmischem Beifall aufgenommene Rede über das Programm der Partei. Aus der großen Zahl seiner Ausführungen sei hier nur ein Punkt hervorgehoben: Die Forderung der Produktivgenossenschaften mit Staatskredit müsse als veraltet gestrichen werden. Der Klassenstaat werde sich nie dazu bequemen und zudem könne das Privatkapital bei seiner jetzigen Zentralisation aller solcher Genossenschaften spotten. Der Passus dagegen, welcher die Religion zur Privatfache erklärt, müsse unverändert stehen bleiben. Die Sozialdemokratie thue am besten daran, die Kirche links liegen zu lassen und alle Kraft im politisch-ökonomischen Kampfe zu konzentriren. Unsere Partei müsse zudem auch jeden Schein von Intoleranz vermeiden.

Dies im kurzen Umriss der Gang der bisherigen Verhandlungen. Am Dienstag Abend hatten die Hallenser Genossen den Kongress zu einem Feste eingeladen. Eine vieltausendköpfige Menge, Männer und Frauen, füllten den Saal. Und als die letzten Worte des Prologs verklungen waren, da erhoben sich mitten aus der Versammlung mit elementarer Gewalt die brausenden, altbekannten Weisen der Arbeitermarxillade:

Nicht fürchten wir den Feind,
Nicht die Gefahren all' —

Wenn der deutsche Proletariat, dessen unbegrenzte Kraft den Martern des Sozialistengesetzes getroffen hat, diese Worte singt — dann ist das keine Phrasen. Er hat es bewiesen, daß er den Feind nicht fürchtet.

Spießbürgerliche Reformideen zur Lösung der sozialen Frage.

II.

§. Das heuchlerische Spießbürgertum begrüßt den Vegetarismus als eine willkommene Handhabe, dem unzufriedenen Proletariat in geeigneter Form das Evangelium der Entfugung und Enthaltensamkeit zu predigen, ihm alle die Tugenden anzupreisen, die es selbst nicht besitzt und auch gar nicht besitzen möchte. Das kapitalistische Pharisäertum vermag so wenig seine wahren Hintergedanken bei diesem Vorschlage zu verbergen, daß es neben der Bedürfnislosigkeit auch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit in einem Athemzuge als Erfordernisse der „naturgemäßen Lebensweise“ aufzählt. Diese Sophisterei ist indessen glücklicherweise so plump und durchsichtig, daß ihr Resultat kein anderes sein kann, als in jedem Proletariatsherzen den bittersten Ingrimm über die nichtswürdige Heuchelei solcher angeblichen Sozialreformer zu entflammen. Die fortgesetzt sich bemerkbar machenden Versuche unseres Ausbeuterthums, chinesische Kulis zu importieren, zeigen zur Genüge, wie gering bis jetzt die Aussicht ist, die Lebenshaltung der einheimischen Arbeiter vollends zu der Niedrigkeit und Stumpfheit jener von Heller so gepriesenen „Kulturträger“ herabzudrücken.

Obwohl daher Heller nicht müde wird, der erwachsenen Generation den Vegetarismus der schlesischen Leineweber als die Krone aller Tugenden anzupreisen, hält er es für sicherer, bei der heranwachsenden Generation anzufangen und derselben schon in der Schule die Prinzipien der „naturgemäßen Lebensweise“ einzupflanzen: „Ein Meer von Licht kann von der Schule austreten, damit jeder die Kunst verstehen lerne, sich in bescheidensten Verhältnissen rationell zu ernähren.“

„Eine praktische Gesundheitslehre, das Verständnis, mit geringen Mitteln ein menschenwürdiges Dasein zu führen und nicht minder wirtschaftliche Kenntnisse sollten ein Gemeingut aller werden. Die wirtschaftliche, auf Entwicklung der guten Triebe des Herzens und des Sinnes für Thätigkeit und Ordnung gerichtete Schulbildung ist eine notwendige Ergänzung der Religionslehren. Sie muß lehren, Einnahmen und Ausgaben in allen Fällen des Lebens mit einander in Einklang zu bringen, und sie sollte auch den Sinn für die Einfachheit und Anspruchslosigkeit schon der Jugend anerkennen, damit nicht stets die Wünsche den Verhältnissen weit vorausseilen.“

Wie man sieht, geht der Herzenswunsch unseres Autors dahin, die Tugend der Enthaltensamkeit der Jugend durch besondere Lektionen so fest einzuprägen, daß sie später das denkbare beste Ausbeutungsmaterial bietet. Und das nennt Heller schönfärbischer Völgung der Magenfrage. Daß es sich in der That um nichts anderes handelt, als der Kapitalistenklasse das brauchbarste Ausbeutungsmaterial heranzuziehen, indem man in der Arbeiterklasse den salutarischen Genüssen der Kulis zur weitesten Verbreitung und Anerkennung verhilft, zeigt sein günstiges Urtheil über die böhmischen Arbeiter, das er am Schluß des Buches nicht unterdrücken kann: „In Oesterreich nimmt, was Arbeitskraft anbetrifft, der tschechische Volksstamm den ersten Rang ein. Die österröische, auch die Wiener Industrie verdanken ihre Blüthe der Arbeitsamkeit und Anspruchslosigkeit der böhmischen Arbeiter. Böhmen ist aber das klassische Land der verschiedenen Mehlspeisen, Knödel und Kartoffeln.“

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Sonne“,

so sang ja auch schon Karl Moor's Bande in den böhmischen Wäldern. Wie ob der Mehlspeisen, Knödel und Kartoffeln dem deutschen Arbeiter das Wasser im Munde zusammenlaufen muß, und erst recht den profitungstüchtigen Kapitalisten. Diese idyllische Zustände, die in den Gefilden der Seligen, wollte sagen der Böhmen herrschen, setzten natürlich auch niedrige Löhne voraus. Denn „es ist zu befürchten, daß die Erhöhung der Löhne die breiten Volksschichten zur Völlerei verführt, wodurch der letzte Rest jener kernigen Kraft verloren geht, welche jetzt vorhanden ist.“ Jedes Wort eine infame Lüge.

Durch die Einführung des Vegetarismus ist für untern trefflichen Spießbürger die Magenfrage als erster Hauptpunkt der vielgestaltigen sozialen Frage erledigt. Sein nächster Vorschlag besteht in „landwirtschaftlichen Investitionen“ und Dezentralisation des Grund und Bodens“, womit einerseits die landwirtschaftliche Wißere, andererseits die industrielle Ueberproduktion kurirt werden soll. Gar schnurrige Begriffe sind es, die der Verfasser über die Ursache und die Abhilfe der sozialen Frage auf dem Lande hegt. Beim Anblick einer vergleichenden Statistik über die Bewegung der landwirtschaftlichen Arbeiter findet er, daß ihre Anzahl einen erheblichen Rückgang aufzuweisen hat.

Die Antwort ist schnell zur Hand: „Die einseitige unpraktische Bildung“, welche „die Armut und die Unzufriedenheit begünstigt, treibt die Menschen in die großen Städte, . . . sie entvölkert die Dörfer, Marktsiedeln und kleinen Städte und ist Schuld am Rückgange der aderbau-treibenden bäuerlichen Bevölkerung.“ Solche alberne, rein aus der Luft gegriffene Behauptung soll eine Erklärung einer so gewaltigen, umfassenden und tiefgreifenden Erscheinung vorstellen, wie der Zug der agrarischen Bevölkerung nach den größeren Städten in der That ist. Es fällt Heller nicht im Traume bei, daß es ganz gewaltige, furchtbare Ursachen sein müssen, welche den ländlichen Bewohner von seiner Scholle losreißen.

Zu wissen, welche Rolle das gewaltsame Vauernlegen und die Aufhebung der Leibeigenschaft z. B. gespielt hat, wie also früher der Zug nach den Städten befördert worden ist, das wollen wir dem Verfasser gar nicht zumuthen. Indessen seine Ignoranz über die sich gegenwärtig vor unseren Augen abspielenden Vorgänge ist etwas stark. Welche vorintuitiven Vorstellungen entwickelt er über die heutigen ländlichen Zustände: „Die Landwirtschaft entbehrt noch das Nothwendigste. Die Bauten sind in schlechtem Zustande. Es fehlen Aufbewahrungsmagazine für das Obst, für das Getreide, für Gemüse und für das Viehfutter; es fehlen reinliche Viehställe, gut gehaltene Wirtschaftsgebäude und Höfe, Scheunen, gute Maschinen und Werkzeuge, Möbel und warme Winterkleider.“

Der Verfasser spricht hier von „der“ Landwirtschaft. Man sieht jedoch, was er unter „der“ Landwirtschaft versteht. Es ist der Kleinbauer, welcher im Schweiße seines Angesichts sein Stückchen Land bebaut und gleichwohl auf keinen Gewinn kommt. Daß das Gegenstück dieses allmählich zu Grunde gehenden Kleinbauernthums, der riesenhafte Großgrundbesitz, welcher mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik die Landwirtschaft betreibt, auch zu „der“ Landwirtschaft gehört, seine Existenzbedingung und Ergänzung bildet, ist ihm nicht bekannt. Und von dem Vorhandensein eines schlimmer als das Vieh vegetirenden ländlichen Tagelöhnerthums, welches noch zahlreicher ist, weiß er nun schon gar nichts.

Und was die schlimmen Zustände bei dem Kleinbauernthum anbetrifft, so ist dasselbe nach Heller selbst daran schuld; jene brauchen keineswegs zu existieren, wenn nicht seine Dummheit und sein Geiz wäre: „Der Bauer verkauft seine Produkte, aber er tauscht den Erlös nicht gerne in gewerbliche Erzeugnisse um, er macht keine produktiven Investitionen, er liebt das Geld des Geldes halber. Das erste Geld wandert in die Geldtruhen, besten Falls in die Sparbanken.“ Wie unsere kleinen Bauern sich freuen werden, wenn sie von den wohlgefüllten Geldtruhen und Sparbanken erfahren werden, welche der Verfasser ihnen freigebig schenkt. Sie selbst werden sich bisher darnach vergeblich umgesehen haben.

Nun aber fällt Heller ein, daß, falls die Dinge wirklich so liegen, eine ländliche soziale Frage gar nicht vorhanden ist, und er benutzt diese günstige Gelegenheit, um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Die glänzenden Mittel, über die der Bauer nach ihm verfügt, machen diesen ja in hohem Grade lausträftig und

lassen die Abhilfe der industriellen Ueberproduktion kinderleicht erscheinen. Dem entzückten Auge eröffnet sich die großartige Perspektive eines neuen industriellen Aufschwunges, die Ueberproduktion wird im Handumdrehen zu einer Unterproduktion werden.

Welch ein Hohn auf die thatsächlichen bäuerlichen Verhältnisse. Wahrscheinlich finden in jedem Jahre nur deswegen Tausende von Substationen ländlicher Grundstücke statt, weil der Bauer in seiner Habacht seine „Geldtruhen“ zum Sprengen bringen will. Wenn Heller einige dieser bäuerlichen Geldtruhen in einer Schaubude für allehand Karitäten ausstellen wollte, so könnte er damit ein gut Stück Geld verdienen. Ueber diese vertrockneten Bauernschädel, die sich durchaus ihrem eigenen Glücke und dem der Industrie entgegenstemmen wollen!

In der That ist der Prozentsatz der Bauern, welche sich einer leidlichen Existenz erfreuen, relativ gering. Die Existenz der meisten kleinen Bauern schwebt beständig um den Hungerpunkt. Dabei sind sie bis über die Ohren verschuldet, und die Gefahr, von Haus und Hof gejagt zu werden, grinst sie so lange aus unheimlicher Nähe an, bis sie zur Wirklichkeit wird. Und ein Wunder, wenn es anders wäre. Der kleine Bauer produziert das nämliche wie der Großgrundbesitzer. Wie er aber die Konkurrenz des letzteren aushalten soll, ist unerfindlich. Dampfpflüge, Mäh- und Dreschmaschinen zc. kann er sich einerseits wegen seines Unvermögens nicht anschaffen, andererseits würden sie sich bei seinem kleinen Grundbesitz überhaupt nicht rentiren. Der landwirtschaftliche Maschinenbetrieb ist eben das eigenste Kind der modernen Großproduktion. Trotz der bedeutend höheren Produktionskosten seiner Erzeugnisse muß aber der kleine Bauer in Folge der Konkurrenz dieselben zum gleichen Preise loschlagen wie der Landmagnat. Die Kornbörse berechnet den Preis des Kornes nicht nach dem Schweiß, der in jedem besonderen Falle daran klebt. Und so kommt es, daß die kleinen Bauern allmählich von den Großgrundbesitzern aufgegriffen werden.

Vom ländlichen Proletariat gar zu schweigen. Die riesigen Auswanderungsziffern, die immer weiter um sich greifende Sachengängerei und endlich die überall sich hervormachenden Bestrebungen der Großgrundbesitzer, die Freizügigkeit der ländlichen Lohnarbeiter womöglich geistlich zu erdroffen, sind wahrlich nicht mißzudeutende Zeichen der Zustände, welche bei den Letzgenannten herrschen.

Alle die Thatfachen existiren für unseren hoffnungsvollen Sozialreformer nicht. Und dieser Typus eines räsonnirenden Weißbierphilisters will anderen gute Rathschläge geben! Schließlich kommt ihm die Kühnheit seiner eigenen Darlegung, wonach die soziale Frage auf dem Land nur ein Phantom ist, zum Bewußtsein, und darüber erschrocken, schlägt er unter dem Vorwande, der Ueberproduktion zu steuern, „Dezentralisation des Grund und Bodens“ vor. Er versteht darunter „Parzellirung der übergroßen Grundstücke in solche Wirtschaften, deren Ertrag zur Existenz einer fleißigen Familie ausreicht. Ein liberales Pachtssystem, also eine Pacht, die den Bearbeiter des Bodens leben läßt, scheint leicht ausführbar.“ Leider hüllt Heller seine Gedanken über den Weg zur Ausführung dieser Reform in tiefes Geheimniß.

Es gäbe in der That nichts Unfinzigeres, als den jetzigen Großgrundbesitz in Parzellen zu zerbrechen und die alte miserable Zwerghirtschaft, die heute fortwährend Fiasko macht, von vorn anzufangen, um schließlich am selben Resultat anzukommen. Ein reaktionärer Vorschlag ist kaum denkbar. Denn für diese Parzellen gilt einfach dasselbe, was oben über die Kleinbauernwirtschaften gesagt ist. Verwendung der landwirtschaftlichen Maschinen ist bei dem Kleinbetrieb unbedingt ausgeschlossen. Die Produktionskosten würden gewaltig in die Höhe geschraubt werden, d. h. derselbe oder ein geringerer Bodenertrag mit bedeutend größerem Arbeitsaufwand gewonnen und kein Schutzoll würde groß genug sein, um amerikanisches und indisches Getreide abzuwehren. Es ist auch nicht abzusehen, wie die verpachtenden Großgrundbesitzer sich zu einer Maßregel verstehen sollten die sie ihre altgewohnten hohen Einnahmen kosten würde. Man müßte sie denn dazu zwingen, sie expropriren. Aber daran kann doch im Ernst nicht zu einer Zeit gedacht werden, wo das Privateigenthum, die geheiligte Institution, das „Balladium des sittlichen Staates“ ist, wie Heine sagt. Will man aber, um den jetzigen landwirtschaftlichen Großbetrieb nicht umzustürzen, die Parzellen so groß bemessen etwa wie die jetzigen Gutsbezirke, so bliebe ja alles beim Alten, an die Stelle des Gutsinspektors träte der Pächter, nur die Namen würden gewechselt und kein Mensch befände sich besser daran.

Ein weiterer „Reformvorschlag“ nennt sich Dezentralisation der Bevölkerung. Die gegenwärtigen dichtbevölkerten Industriezentren und vor allem die modernen Großstädte stellen sich nach Heller als ein großes Uebel dar. Die Großstädte sind die Centralpunkte des Massenlebens, und da dieselben rapide wachsen, so wächst auch das in ihnen hausende Elend. Das aber bezeichnet Heller als eine furchtbare Gefahr. Daher wird die Dezentralisation der Bevölkerung im zwanzigsten Jahrhundert durch alle Maßregeln, auch durch künstliche, gefördert werden müssen, um die Gefahren abzuwenden, welche aus der Anhäufung von Elend entspringen. Gefahren, für wen, wird uns nicht gesagt. Nun, offenbar für das ruhige und friedliebende Spießbürgertum. Und wie beseitigt man diese Gefahr? Etwa durch die Be-

feitigung ihrer Ursache, des Elends? Um Gottes Willen! Das macht sich viel einfacher und weniger kostspielig durch „Dezentralisation der Bevölkerung“, man verteilt eben das in den Großstädten so dicht angehäufte und sich verbündende Elend gleichmäßig im ganzen Lande; dann ist es durch seine Zerplitterung ohnmächtig und ungefährlich gemacht.

Als ob es in Menschenmacht stünde, den zentralisierenden Zug unseres Wirtschaftssystems durch irgend welche Maßregeln aufzuhalten! Es ist prächtig, wie tief der Glaube an die Polizei und ihre Maßnahmen unseren Philistern in den Knochen steckt.

Um sich wieder einmal recht zu blamieren, weist Heller auf China, das Land seiner Sehnsucht hin. „Wir erinnern an die Chinesen, welche alles durch Gesetze regeln, bei denen die Kriege sehr selten sind und sozialer Friede herrscht, und welche bei einer sehr starken Bevölkerung doch ungleich weniger Noth kennen als die europäischen Staaten, welche sich an der Spitze der Zivilisation befinden.“

Auf den sozialen Frieden in China sollte sich der glückliche Erfinder ein Patent geben lassen; und die chinesischen Riesstädte sind ihm böhmische Dörfer, ob wohl letztere ihm bei seiner Vorliebe für das glückliche Böhmen sehr wohl bekannt sind, vor allem Warnsdorf, welches ihm als das Ideal eines vorzüglich angelegten Ortes erscheint, weil die dortigen Fabriken so angenehm mit dem saftigen Grün der Wiesen kontrastieren, und Warnsdorf somit eine liebliche Mischung von Stadt und Land bietet. Die Auflösung der großen Städte in je einige Duzend kleine Städtchen würde nach seiner Ansicht die schönen böhmischen Zustände herbeiführen.

Nichts ist charakteristischer, als dieser letzte Vorschlag, für die Betrachtungsweise des Spießbürgerthums gegenüber der sozialen Frage. Es sieht in ihr nur seine eigene Existenzfrage, nicht diejenige des Proletariats und löst sie in die Frage auf, sich das un bequem werdende Proletariat auf eine möglichst rationelle Weise vom Hals zu schaffen. Das ist die „friedliche Lösung der sozialen Frage“, wie sie der Spießbürger sich denkt.

Einiges über die Lage der im Berliner Papier-Verarbeitungs-Gewerbe beschäftigten Arbeiter.

Von einem Arbeiter.

Zu denjenigen Industrieen, welche im letzten Jahrzehnt hauptsächlich in Berlin einen ungeahnten Aufschwung genommen haben, gehört auch die, welche sich mit der Herstellung von Papier, Leder, Plätsch-Artikeln u. s. w. befaßt. Es sind zum weitaus größten Theil Luxusgegenstände, hauptsächlich Papeterien, Albums, Spielwaaren, sogenannte „feine“ Lederwaaren, Luxusartikeln u. s. w. in allen möglichen Formen. Ursprünglich wurden alle diese Sachen in den Buchbindereien „so nebenbei“ mitverfertigt; jetzt dagegen, besonders in Berlin, werden sie mit einigen Ausnahmen in sich gegenseitig ausschließenden Fabrikationszweigen hergestellt.

Wie ist nun die Lage der in dieser modernen „Papier-Galanteriewaaren-Branche“ beschäftigten Arbeiter?

In diesem Fabrikationszweig sind zum größten Theil gelernte Buchbinder beschäftigt; d. h., was man unter „gelernt“ versteht: Leute, welche vier Jahr beim Meister als „Lehrlinge“ beschäftigt wurden, sich im ersten oder auch in den beiden ersten Jahren im „Gänge gehen“ haben mußten, hierauf auf einen Theil der Arbeit ausgebildet und dann entlassen wurden, um „ihr Glück“ wo anders zu versuchen. Der Lohn variiert zur Zeit in den Fabriken zwischen 12 und 20 Mk. wöchentlich; durchschnittlich werden 15 bis 18 Mk. gezahlt; doch kommen auch höhere Lohnsätze, wenn gleich selten, vor. Wie überall, so ist auch hier das Äquivalent, welches die Arbeiter im Lohn für die Anwendung ihrer Arbeitskraft erhalten, in den größeren Etablissements ein allgemein höheres, wie in den kleineren. Meistentheils wird die Arbeit in „Afford“ vergeben. In der ersten Zeit, als dieser Fabrikationszweig aufzublühn anfang, war es das Ideal einer Masse von Arbeitern, „auf Afford zu arbeiten.“ Wochenverdienste von 30 bis 50 Mk. waren zu jener Zeit bei Affordarbeitern nichts seltenes; d. h. nur bei sogenannten „eingefuchten“, solchen, welche fortwährend ein und denselben Artikel oder wenigstens immer Ähnliches machten. Diese Zeiten sind nun vorüber. Wie auf alle aufblühenden Produktionszweige warf sich auch bald auf diesen ein Konkurrenzheer von Unternehmern und Arbeitern. Die Unternehmer unterboten sich bei ihren Abnehmern, wie es die Konkurrenz mit sich bringt. Je weniger sie verdienten, je weniger liebten sie selbstverständlich auch den Arbeitern zuzukommen; Lohnreduktionen und Reduktionen der Affordpreise waren an der Tagesordnung. Das Heer der Arbeitslosen zwang die Arbeiter, sich den neuen Bedingungen zu fügen. Jetzt „verdient“ der geübteste Affordarbeiter nur noch so viel, um einigermaßen leben zu können. Es kommen, nicht nur bei einzelnen, sondern bei vielen sogenannten schwachen Affordarbeitern wöchentliche „Verdienste“ von 12 bis 15 Mk. vor, und dies bei größter körperlicher Anstrengung.

Die Frauennarbeit greift immer mehr um sich. Der Lohn der Arbeiterinnen beträgt durchschnittlich 9 Mk.; doch sind höhere Löhne nicht ausgeschlossen. Es werden gern Arbeiterinnen angelernt; d. h. sie müssen einige Monate sich für ein geringes Entgelt (wöchentlich 4 bis 6 Mk.) ausbeuten lassen, um in 8 bis 14 Tagen

die meist leichterlernbare Arbeitsmethode sich anzueignen. Eine besondere Art der Arbeitsvergebung ist die: An einen Arbeiter, welcher mit einer Arbeiterin Hand in Hand arbeitet, wird ein bestimmtes Quantum Arbeit zu einem bestimmten Preise vergeben. Da nun der fixirte Preis so normirt wird, daß der Arbeiter nur mit größter Anstrengung das zum Lebensunterhalt Nöthige für sich, nach Abzug eines bestimmten, zwischen 9 und 15 Mk. variirenden Wochenlohnes für das Mädchen, erringen kann, so ist er außer zur Draufsetzung aller eigenen Kraft noch gezwungen, die Mitarbeiterin zur größtmöglichen Anstrengung anzuhalten. Will er dies nicht; nun, — so thut es ein Anderer; „es läuft ja genug solch Zeug auf der Straße herum!“ (Thatsächlicher Ausspruch eines Berliner Fabrikanten.) —

Die Arbeitszeit beträgt durchschnittlich zehn Stunden; doch wird auch schon 9 $\frac{1}{2}$ und 9 Stunden gearbeitet. In der Saison treten die sogenannten Ueberstunden in Kraft. Dieselben betragen oft 3 bis 4 pro Tag, und so wird aus der 9- bzw. 10stündigen täglichen Arbeitszeit eine 13- bis 14stündige. Hin und wieder wird auch des Nachts durchgearbeitet; doch ist das, speziell in dieser Branche, selten. Meist wird die Ueberstundenarbeit mit demselben Betrag bezahlt, wie die „gewöhnliche“; theilweise mit einem Aufschlag von 15 bis 20%; sehr selten mit einem größeren. Daß eine, wenn auch bloß ein oder zwei Monate anhaltende tägliche Arbeitszeit von 13, resp. 14 Stunden nicht gerade fördernd auf dem Körper wirkt, ist klar. Es könnte nun scheinen, als müßten bei dieser Ueberarbeit in der Saison wenigstens alle sonst Arbeitslosen beschäftigt sein. Auf der einen Seite eine Ueberanstrengung der Arbeitskräfte bis in die Nacht hinein; auf der anderen Seite aber thatsächlich ein immerhin noch ziemlich großes Kontingent von Leuten, welche gern arbeiten möchten, indeß keine Gelegenheit dazu finden! Der größte Theil der Fabrikanten ist eben — darin liegt die Erklärung — nicht in der Lage, sich für die kurze Zeit der periodisch wiederkehrenden Saison den Verhältnissen entsprechende größere Räumlichkeiten und erweiterte Produktionsanlagen zu schaffen; man läßt daher, um den Bestellungen gerecht zu werden, länger arbeiten. Findet man auch in der Saison eine geregelte Arbeitszeit, so ist dies nur in Betrieben besonders kapitalträchtiger Unternehmer der Fall. Es giebt natürlich auch eine ganze Menge von Kapitalisten, die, obgleich sie es könnten, ihre Betriebe doch nicht erweitern, weil das in dieser Erweiterung angelegte Kapital für einen großen Theil des Jahres sich nicht verzinsen würde. —

Bis jetzt ist hier bloß von den Fabriken gesprochen worden; werfen wir nach einen Blick auf das Kleinmeisterthum. —

Jemand ein Galanteriearbeiter, welcher etwas Geld in der Tasche hat, will sich „selbstständig“ machen. Direkt für den Markt kann er, der Lage nach, nicht arbeiten; er ist also gezwungen, sich von einem Fabrikanten Arbeit zu schaffen. Mit Ausnahme einiger kleinerer Zuthaten erhält er von diesem das zur Arbeit nöthige Material, meist schon zugeschnitten, geliefert. Als Arbeitsraum wird die Küche mitbenutzt, wenn es hoch kommt, wird auch extra eine Stube dazu hergerichtet. Wer weiter strebt, schafft sich (auf Abzahlung) die nöthigsten Maschinen (Beschneidemaschine, Pappschere) an. Diese „Meister“ leben unter ziemlich traurigen Verhältnissen. Um Arbeit zu erhalten, müssen sie diese oft zu einem geringeren Preise herstellen, wie die in der Fabrik beschäftigten Gehilfen, und sie haben insoweit noch schlechtere Bedingungen, als sie sich den Arbeitsraum und vielerlei Arbeitsmittel, wie Leim u. s. w. selbst halten müssen, was in der Fabrik der Unternehmer trägt. Sehr oft ist die Frau eines solchen „Meisters“ gezwungen, mitzuarbeiten. Fast immer findet man 1 oder 2 „Lehrlinge“, sowie noch schulpflichtige Jungen (diese Nachmittags) hier beschäftigt. Ist viel Arbeit vorhanden, so werden auch einige Gehilfen, oder, wenn es die Arbeit gestattet, Mädchen eingestellt. Die Arbeitszeit dauert gewöhnlich länger als in den Fabriken, und die Entlohnung steht niedriger wie dort. Die Lust in diesen Arbeitsräumen ist oft eine unerträgliche; wie nicht anders zu erwarten, wenn in einer zweifelhafte Stube bis acht Personen manchmal tagsüber sind. Die Fenster dürfen im Winter nicht geöffnet werden, sonst erstarrt der Leim und stört dadurch den Arbeitsprozeß. Haben die Arbeiter Feierabend gemacht, so arbeitet der „Meister“ oft noch bis in die Nacht hinein. —

Überall dieselben Schäden der Kleinindustriellen Hausarbeit: Gesundheitschädliche Arbeitsräume, niedrige Entlohnung der ev. beschäftigten Arbeiter, resp. Arbeiterinnen, Ausbeutung der jugendlichen Arbeiter unter dem Deckmantel der Lehre u. s. w. Die geschilderten Verhältnisse sind zugleich maßgebend für die in der ganzen Berliner Papierverarbeitungs-Industrie herrschenden; natürlich nur in ihren Grundzügen. Jede der besonderen in ihr enthaltenen Branchen hat selbstverständlich etwas Eigenartiges. Dadurch wird indeß der gemeinsame Charakter nicht verwischt.

Ein paar Worte noch über die Wirkung dieser Arbeit auf die Gesundheit! Die besondere Art und Weise der Arbeit bewirkt außer dem unvermeidlichen Heruntergeschluden massenhaften Staubes, daß die Lunge zusammengepreßt wird und sich infolge dessen nicht entwickeln kann. Ein Blick auf die Jahresabrechnungen der „Orts-“, sowie „Freien Hilfslosse der Buchbinder u.“ zeigt uns, daß mindestens zwei Drittel der im Gewerbe vorgekommenen Sterbefälle ein Lungenleiden (Schwindsucht) zur Ursache haben. Typisch für das Gewerbe ist schon, daß jeder

Buchbinder und „verwandter Berufsgenosse“, wie die Branchenarbeiter zusammen genommen genannt werden, von vornherein als Schwindsuchtskandidat gilt.

Da die Galanterie-, Album-, Leder- und Spielwaarenbranchen ihren größten Absatz in Nordamerika hatten, wirkt auf die Entwicklung derselben die neue Schutzoll-Gesetzgebung, welche sich Nordamerika gegeben, mächtig zurück. Das Geschäft ist ziemlich brach gelegt. Die Zahl der in den betreffenden Branchen beschäftigt gewesenen Arbeiter, welche jetzt arbeitslos sind, ist eine etwa doppelt so große, wie in früheren Jahren. —

Strindberg's „Vater“.

O. E. Den Lesern dieses Blattes, sowie des „Berliner Volksblattes“ ist August Strindberg nicht unbekannt. Sie kennen ihn als den strengen Wirklichkeitsfanatiker, dessen kaltes, durchbohrendes Auge unter der oberflächlichen Hülle der Dinge tiefe und schreckliche Abgründe sieht. Dem Blicke dieses Auges müssen wir folgen und so sehen, was er sieht.

Dieser tieferdringende und zwingende Ernst des Naturalisten Strindberg tritt bei keiner seiner Dichtungen so deutlich, so schrecklich deutlich hervor, als gerade in dem Drama, welches die „Freie Bühne“*) am vorigen Sonntag aufgeführt hat.

Eine scheinbar durchschnittliche Bourgeoise, in ihrer ganzen gewöhnlichen Langweiligkeit und inneren Lede zeigt er uns. Ein Rittmeister, der nicht einmal dem Namen nach bezeichnet ist, so sehr will ihn Strindberg offenbar bloß als Gattungswesen hinstellen, eine Frau, welche „die Hosen anhat“ und eine halbwüchtige Tochter, um deren Erziehung man — sich jankt: Das ist die „Familie“, in welcher das Strindberg'sche Trauerspiel vor sich geht.

Der Vater will die Tochter in seinem Sinne bei einem Freidenker in der Stadt modern erziehen lassen, die Mutter und ihr weiblicher Anhang im Hause (Schwiegermutter, Amme, Gouvernante u.) wollen das nicht. —

Die Mutter ist eines jener Weiber, denen jedes Mittel, ihren Willen durchzusetzen, recht ist. Sie wollen. Sie wollen nicht etwas, sondern sie wollen — wollen. Ihr Bruder erzählt von ihr: „Als sie noch ein Kind war, pflegte sie, um ihren Willen durchzusetzen, oft wie todt dazuliegen. Und wenn sie erhalten hatte, was sie wünschte, gab sie es wohl mit der Erklärung zurück: sie habe nicht den Gegenstand, sondern nur ihren Willen haben wollen.“

Bei dieser Charaktereigenschaft, welche wir in ihrer verkümmerten Erscheinung im täglichen Leben mit „Eigensinn“ bezeichnen, welche andererseits in großen Verhältnissen und bei sonst großen Menschen das eigentliche Wesen des „Genies der That“ ausmacht, ist es der Mutter schlechterdings unmöglich dem Willen des Mannes den ihrigen unterzuordnen. Sie kämpft. Sie bildet sich vielleicht ein, daß sie für das Wohl ihres Kindes kämpft — thatsächlich kämpft sie nur — um zu kämpfen: weil sie nicht nachgeben kann.

Sie sieht dabei so sehr unter dem Zwange eines übermächtigen Instinktes, daß sie in völligem moralischen Wahnsinn auch vor den perfidesten Waffen nicht zurückschreckt. Sie kennt kein Völkerecht und ihr sind der vergiftete Dolch und die Dynamitbombe gerade recht.

Sie weiß, daß ihr Mann, nervös überreizt, choleric und ohne rechten inneren Halt der Gefahr gemüthkrank zu werden, ausgesetzt ist. Sie erfährt von einem Arzte, daß bei einem solchen Zustande nichts verhängnißvoller wirken kann, als die Erregung eines unbestimmten, qualenden Argwohns und Zweifels.

Gerade diesen sucht sie nun ihrem Mann einzuflöhen. Der Zufall will es, daß bei Gelegenheit einer Alimentsforderung, welche ein Küchenmädchen an einen Soldaten gestellt hat, die Rede auf die Unsicherheit der Vaterschaft in solchen Fällen kommt. Der Rittmeister sagt paradox: Kluge Leute behaupten, daß man niemals wissen könne, wer der Vater eines Kindes sei.

Aber in der Ehe? fragt seine Frau. Das ist etwas anderes, da waltet kein Zweifel über die Vaterschaft, entgegnet er.

„Wenn nun aber die Gattin untreu wäre?“ — Meisterhaft war es, wie Emanuel Reicher, welcher am vorigen Sonntag die Rolle des Rittmeisters in genialer Weise spielte, bei dieser Frage seiner Frau sagte und sie befremdlich anjah.

Von diesem Augenblicke an bohrt sich in seine Seele der marternde Zweifel: bin ich der Vater meines Kindes? Er selber bohrt ihn immer tiefer.

Und wenn er selbst wirklich einmal inne hält mit eigener Hand, mit selbstqualerischer Bier in dieser Wunde seines Gehirns zu wühlen — dann treibt seine Frau wieder mit kaltem Gesicht den Stachel hinein und hindert Heilung und Vernarbung.

Sie will ihn seiner Vaterrechte berauben; da sie es nicht anders zu können glaubt: indem sie ihm seinen Verstand raubt, um ihn dann entmündigen zu lassen.

Dies gelingt ihr nur zum Theil: die Natur ist gütiger als sie. Als der Vater glücklich so weit gebracht ist, daß er in seiner Zornsucht, in seinem Verfolgungswahn ein Attentat auf das Leben seines Kindes begeht, als ihm dann die Zwangsjacke angelegt ist, da endet ein

*) Die „Freie Bühne“, im vorigen Jahre in Berlin gegründet, ist ein Berufs-theater für naturalistische Stücke. Ihre Organisation hat der „Freien Volksbühne“ in vielen Beziehungen als Muster gedient. D. Red.

Schlagfluch sein Leiden: er stirbt. Die Frau hat gesiegt. In dem Gefühl der befriedigten Machtgier schließt sie ihr Kind in die Arme und ruft: „Mein Kind — mein Kind!“ Jrgend ein Pfaffe sagt Amen.

Das ist der Inhalt dieses ebenso großartigen wie fürchterlichen Dramas. Wenn ich Nerven hätte von der Qualität eines transatlantischen Kabels würde ich das Anschauen eines solchen Trauerspiels einen „ästhetischen Genuß“ nennen. So begnüge ich mich, zu konstatieren, daß ich auf das Tiefste ergriffen, aber auch entschuldigend niedergedrückt und gequält das Theater verließ und mich allmählig mit Vergnügen erinnerte, daß gottlob nicht allzu häufig solche Stücke geschrieben werden.

Das letztere schon aus dem Grunde, weil ein Genie wie das Strindberg's nicht allzu — häufig ist. Ein solches Genie hat das Recht uns zu zerschmettern und zu zermalmen — wie es das Recht hat, uns zu beseligend und zu beglücken.

Zu beiden hat es das Recht, weil es — die Macht hat.

Naturalismus und Sozialismus.

(Eingesandt.)

Der deutsche Naturalismus von heute hat noch sehr viel Gefühlsfeiles, Gequältes an sich. Und das ist auch nicht anders möglich. Er ist nicht frei und selbstherrlich entstanden wie in anderen Ländern, sondern erst rein theoretisch ausgeklügelt, dann in Thaten, Werke umgesetzt worden. Die deutschen Naturalisten schaffen nicht frei aus sich heraus, sondern immer in Hinblick auf die Theorie, darum haben auch alle ihre Werke noch etwas Schielendes; sie sind nicht etwas natürlich Gewordenes, sondern Kunst- und Tendenzprodukte. Interesse haben sie bis jetzt nur erregt in Kunst- und Fachkreisen, in der Welt der Schriftsteller, als Mode- und Zeitererscheinung hie und da in dem Nichtschmalz, den man „Gesellschaft“ nennt, beim Volke nicht.

Der Naturalismus ist eine Gährungserscheinung des abfaulenden Bürgerthums. Gerade die Besten, Verständigsten dieser Klasse haben eingesehen, daß es mit der bisherigen Verlogenheit, Heuchelei und allgemeinen Korruption nicht mehr weiter gehen kann, da sie sich aber politisch und volkswirtschaftlich in dieser Richtung nicht bethätigen konnten, ohne ihre Existenzberechtigung in Frage zu stellen, so warfen sie sich auf die Literatur. Auf diesem Gebiete hatte man so ziemlich freien Elbogensraum, und ging die Geschichte einmal schief, nun, so konnte man ja immer noch einlenken. Die meisten Vertreter des deutschen Naturalismus gehören bürgerlichen Parteien an und sie werden auch nie in anderen Bahnen wandeln.

In letzter Zeit hat sich unter den jüngeren Naturalisten allerdings eine Gruppe zusammengefunden, welche der sozialistischen Weltanschauung huldigt, aber auch diese Schriftsteller tragen noch, und wohl für geraume Zeit, die Eierhäute ihrer Entwicklung mit sich herum. Sie alle kamen und kommen von der Bourgeoisie her. Das ist bei dem heutigen Stande unseres höheren Schulunterrichtswezens nicht anders möglich. Darum vielleicht war es für sie unmöglich, bis jetzt etwas Tüchtiges zu schaffen. Ihre Arbeit war eine mehr negative, sie mußten erst in

sich mit all dem Buzt von alten Vorurtheilen, Vorstellungen und Anschauungen aufräumen, um zur geschlossenen Einheit zu gelangen. Ganz erreicht hat diese noch keiner. Alte Sdgen haben ein zähes Leben, zehnmal glaubt man, sie nieder- und entzweigefchlagen zu haben, aber immer wieder erheben sie. Auch die jüngeren Naturalisten huldigen noch der Anschauung, der Dichter sei ein höherbegabtes, ganz anders geartetes Wesen, als ein anderes Menschenkind; ihm gebühre eine Ausnahmestellung und er habe die Pflicht, immer wieder auf diese seine Eigenschaften und gerechten Ansprüche hinzuweisen. Aber diese Anschauung versteht das Volk nicht, und diese Anschauung ist auch eine schiefe, entsprungen dem Größenwahn. Ueber die geistige Entwicklung seines Volkes kann kein Dichter hinaus, er kann nur das Vorgefundene in möglichst vollendeter Form zusammenfassen, auf sich Entwickelndes hinweisen.

Der deutsche Dichter! Was ist er denn jetzt? Der Bajazzo, Vergnügungskommissar der sattem Zehntausend, der Hanswurst, der nur dann kommen darf, wenn man ihn braucht. Seit einem Menschenalter hat die ganze Dichterei zum kulturellen Fortschritt des deutschen Volkes nicht einen Deut beigetragen. Die Entwickelung aufzuhalten versucht, um ihrem Publikum gefällig zu sein, das haben die deutschen Dichter. Sie sind zu Zerr- und Spottbildern jener Ausnahmenseelen geworden, als die sie sich so gern betrachten und feiern lassen.

Der deutsche Naturalismus hat nur dann eine Zukunft, wenn seine Vertreter sich voll und ganz auf den Boden der sozialistischen Weltanschauung stellen und aus dieser Anschauung heraus ihre Werke schaffen. Auf etwas Morisches, Herbrödelndes, Zergerndes baut man kein neues Gebäude, und der Liberalismus im weitesten Sinne, als Weltanschauung, ist überm Sterben und muß zu Grunde gehen. Das fühlt der deutsche Philister selbst ja nur zu gut, deshalb sein Haß und seine Wuth gegen Alles, was nach Wahrheit riecht, gegen Alles, was ihn aus seiner duseiligen Ruhe aufschrecken könnte, gegen den Naturalismus. Nicht als Kunstform wird der Naturalismus von dieser Seite gehaßt, sondern als soziales Agens.

Das aber darf und soll die konsequente Vertreter des Naturalismus nicht hindern, vollständig auf Seite des Volkes zu treten. Sie dürfen auch nicht fürchten zurückgestoßen oder kalt empfangen zu werden. Es ist einiges Mißtrauen vorhanden, das ist nicht zu leugnen, aber es wird sofort schwinden, wenn man ernstes und werththätiges Mitstreben gewahrt. Die Probe darauf wird bei der „Freien Volksbühne“ gemacht werden. Vollkommen nach jeder Richtung wird diese Bühne nicht aus der Schale springen, sie muß erst werden. Sie kann nicht gleich von allem Anfang an das vorführen, was sie will, sie muß erst nach dem Anschluß suchen. Und als solcher wurden „Die Stützen der Gesellschaft“ gewählt, welche Sonntag den 19. Oktober in Scene gehen werden. An das werththätige Volk aber tritt die Pflicht heran, das Streben der „Freien Volksbühne“ nach Kräften zu unterstützen. In seine Hand ist es gegeben, ob wir in Wälde eine Kunst besitzen werden, deren Um und Auf nicht in leerem, jaden Sinnentheil bestehen wird, eine

Kunst, die wahr und recht, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mittel nach geistiger Vertiefung streben wird, eine Kunst, die wirklich den kulturellen Fortschritt fördern und das eine glänzende Ziel der Zukunft mit anstreben wird. Und diese Kunst, sie wird nicht von Oben herab ihre Weisheit zum Besten geben, sondern schlicht und einfach in Reih und Glied marschiren, als vollberechtigte Erscheinungsform deutscher Kultur.

Im sozialen Naturalismus liegt die Zukunft der deutschen Literatur.

Gewerkschaftliches.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metall-Arbeiter (E. S. 29, Hamburg) sowie der **Central-Kranken- und Sterbekasse „Vulkan“** (Zentrale Berlin 5). Versammlung Sonnabend, den 18. d. M., Abends 9 Uhr, Mühlstr. 11 bei Zentner.

Arbeiterinnen der Schäftebranche. Am Sonnabend, den 18. Oktober cr. findet eine Versammlung bei Meyer, Neue Grünstraße 14, im Gartenhof, statt. Vortrag des Herrn H. Krause, sowie Ausgabe der Billets zum Stiftungsfest am 1. November. Nachdem: Gemüthliches Beisammensein. Der Vorstand.

Produktion und Technik.

Einem parlamentarischen Ausschuß zufolge sind im verflossenen Jahre in London, der reichsten Stadt der Welt, 27 Personen buchstäblich verhungert. Der Wahrspruch der Leichenschau-Jury lautet entweder auf Tod durch Hunger oder Tod beschleunigt durch Hunger. Welche Rieseneinkünfte dabei die schottischen Beers aus dem heimathlichen Erbsitz des Volkes, welches demselben dort mit brutaler Gewalt abgenommen wurde, erzielen, zeigt folgende Tabelle, welche sich in einer der letzten Nummern der Londoner Wochenchrift „The Commonwealth“ findet.

Person	1888	1889
Herzog Sutherland	1 358 545	2 843 340
Hamilton	157 384	2 815 860
Argyle	168 315	1 016 860
Richmond u. Gordon	286 409	1 393 420
Bacelens	459 550	4 324 100
Marquis Breadalbane	438 358	1 165 840
Graf Stair	83 872	893 890

Der neue amerikanische Tarif ist in Folge seiner Zoll-erhöhungen, welche theilweise vielfach einem Einfuhrverbot gleichkommen, ein harter Schlag auch für die deutsche Exportindustrie namentlich in Sachsen und Thüringen. Die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte im Jahre 1888 einen Umfang von 325 968 Tonnen. Darunter befanden sich 107 415 Tonnen an Fabrikaten und 218 553 Tonnen an Rohstoffen und einfach bearbeiteten Gegenständen. Die wirthliche Ausfuhr aber dürfte noch erheblich größer sein als die vorstehenden Ziffern ergeben, da diese nur die ausdrücklich als Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten deklarirte Ausfuhr umfassen, und viele deutsche Waaren nach den Vereinigten Staaten über Großbritannien, Belgien oder die deutschen Hollandschlüsse ausgeführt werden. Die deutsche nach den Vereinigten Staaten von Amerika deklarirte Ausfuhr hatte einen Werth von 236 Millionen Mark. Davon entfielen 138 Millionen auf Erzeugnisse der Textilindustrie (darunter für 91 Millionen Mark Zeugwaaren und 21 Millionen Mark Strumpfwaaren), 21 Millionen Mark auf chemische Fabrikate, 17 Millionen Mark auf Eisenwaaren, 16 Millionen Mark auf Lederwaaren u. s. w.

Literarisches.

Die „**Neue Zeit**“, Revue des geistigen und öffentlichen Lebens. Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart. Soeben erschien Heft Nr. 2. Inhalt: Der Parteitag in Halle. — Karl Marx. Persönliche Erinnerungen von Paul Lafargue. II. III. — Das Proletariat der Bühne. Bemerkungen zum „Fall Lindau“. Die sozialistische Bewegung in Holland. Von J. Domela Nieuwenhuis. — Heulleton: Später. Soziale Studie von Minna Kautsky (Fortsetzung).

Der Arbeits-Nachweis

der Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Ranninstr. 78, im Restaurant **Wintter**. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8—9^{1/2} Uhr u. Sonntags Vormittags von 10—11^{1/2} Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann,
Brennenstr. 83, dicht am Humboldtthain.

Lichtstrahlen

Blätter für volkverständliche Wissenschaft. Zugleich ein literarischer Wegweiser für das Volk.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 20 Pf. im Verlage von O. Harnisch,

Dresden
Annenstrasse 47.

Probennummern auf Verlangen gratis und franco. Hohen **Colporteur** überall **Rabatt für Colporteur** gesucht.

Schuhwaaren.

Großes Lager aller Sorten **Schuh und Stiefel** für Damen, Herren und Kinder.

Chr. Geyer, Cranienstr. 4.

Im Verlage der Germania, Alt.-Ges. für Verlag und Druckerei, Berlin C., Straßauerstr. 25 ist soeben erschienen:

Zwölf Jahre Sozialistengesetz.

Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialistengesetzes und der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Gr. 8o, 100 Seiten.

Preis 1 Mark.

Als Nachschlagebuch wird dieses Werk für Politiker jeder Parteistellung von hohem Werth sein. Zahlreiche Anlagen, enthaltend die auf die Materie bezüglichen Aktenstücke, erleichtern den Ueberblick. Wegen Einbindung des Betrages versenden wir portofrei.

Rum, Punsch, Blühwein
Flasche 1,50 Mk.
Ingwer, Pommeranzen, Luft
Liter 1.— Mk.
Mediz. Ungarwein Fl. 1,50 u. 2 Mk.
Roth- und Portwein Fl. 1,50 Mk.
empfehlen

Franz Beyer

Prinzessinen-Strasse 15.

Filiale:

Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstraße.

Zur Winter-Saison

mache ich meine werthen Freunde und Genossen auf mein reichhaltiges Lager in

Holz- und Filz-Schuhe

sowie Pantoffeln aufmerksam. Habill und Lager aller Sorten Holz-Pantoffeln. Engros-Verkauf.

Chr. Geyer, Cranienstr. 4.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Zählstelle des Metallarbeiter-Verein und der Würtler-Giltskaffe. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Rottbuser Damm 14,
früher Mittelstr. 15.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren und Tabake.

Benno Habernack, Wrangelstr. 85.

Unterzeichneter empfiehlt sich zur geneigten Abgabe von

Zahnstocher

verschiedener Sorten zum billigsten Preise. Versandt nach allen Ländern gegen Post-nachnahme.

Jador Haas, Zahnstocher-Fabrikant
in Hallein bei Salzburg, Oberösterreich.

Vereinigung deutscher Maler, Lackierer, Anstreicher u. verwandter Berufsgenossen
Filiale II, W.

Dienstag, 21. Oktober, Abends 8 Uhr,
General-Versammlung

im Restaurant **Königshof, Säulowstr. 37.**

Tages-Ordnung:

1. Rechenschaftsbericht.
2. Neuwahl für den Vertrauensposten.
3. Abrechnung vom Stiftungsfest.
4. Verschiedenes und Fragelosen.

Erscheinen sehr notwendig. Gäste willkommen. Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen.

Die Bevollmächtigten.

Quittungsmarken & Hautschultempelfabrik
von **Conrad Müller**

Schkeuditz-Leipzig
empfehlen sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.

Ausführung sauber und schnell. Preislisten gratis und franco. Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Freunden und Genossen empfehle mich zur

Ausfertigung von **Herrn-Garderoben nach Maas.**
Auf Wunsch komme ich mit Mustern ins Haus.
E. Weiland,
Kirchbachstraße 13 part.

Velten!

Die Arbeiterbuchhandlung v. J. Mühlert,
Friedrich-Strasse 25 a

empfehlen:

Die **Entwicklung des Sozialismus** 45 Pf.
Unsere Ziele 40 Pf.
Sozialdemokr. Liederbuch geb. 50 Pf.
Letzteres war in voriger Nummer irrtümlich mit 40 Pf. annoncirt, bittet dieses gest. beachten zu wollen.

Roh-Tabak
empfehlen in allen Sorten in billigster Preislage
H. Herholz,
145. Brunnenstraße 145.

Eine freundliche und billige Schlafstelle für einen Genossen **Wrangelstr. 99 b. Arhler.**

Posamentier-, Weiß- und Wollwaaren-Geschäft

von **L. Gerhard,**
früher Bassierthorstr. 68,
jetzt **Schwedter-Strasse Nr. 13.**
empfehlen sich den Genossen bestens.

61. Waldemarstr. 61.
Schuh- und Stiefelwaaren-Lager
von **Ernst Grossmann.**
Große Auswahl in Herren-, Damen und Kinder-Schuhen und Stiefeln jeder Art.
Reelle Bedienung. Billige Preise.

Razia!

I.
Razia! Auf die Schlüter fahren
In Herbergen und Spelunken,
Wo auf hartem Dielenlager
Sie spät Abends hingelagert.
Wer da ohne Arbeitsnachweis,
Weg- und Jahrgeld wird betrogen,
Arbeitshaus und Strafgefängnis
Stehn dem Mißverhäter offen.
Ob ihn Krankheit, Noth und Alter
An den Stab des Venkers brachten —
Mit dem Ströck und Dieb zusammen
Ruf er im Gefängnis schmachten.

II.
Durch die morgengrauen Straßen
Sah ich eine Rote schreiten
Von verwiterten Gestalten,
So Gendarme straff begleiten.
Arbeitscheues Diebsgesichter,
Rote Bürsche, Straßendirnen:
Fetzen, Klitter auf den Leibern,
Kastirertheit auf den Stirnen.
Rebenher mit Hohngelächter
Trotten Kinder und Passanten;
Spöttisch grüßen die Hetären,
Den darunter sie erkennen.
Nur ein junger Bursch im Zuge,
Heut zum ersten Mal gefangen,
Senkt das Antlitz tief zur Erde
Mit den schamgeärbten Wangen.
Plötzlich löst er scharf aus Plaster
Seinen Stod mit gerimmten Klische
Und zerdrückt im Aug' die Thräne
Mit des Aermels grobem Tuche.
Unbelümmert um der Gaffer
Wüßig Lachen und Verspotten,
Sah ich ihn mit dem Gefindel
Nach dem „Wachhaus“ trostig trotten.
Lang noch, als der Zug verschwunden,
Ruhete ich des Burschen denken,
Wird die Schmach nicht wilde Rachsucht
In die reine Seele senken?
Wird ihn nicht die Noth, die arge,
Wie die übrigen verderben? —
Und ein „Auswurf der Gesellschaft“,
Wird er einst im Zuchthaus sterben.
Ernst Krewski.

Scenen aus Krohg's „Albertine“.

(Aus dem Norwegischen übersezt von G. Wetter.)

I.

Vor dem kleinen, niedrigen Fenster mit vielen Scheiben hing eine abgenützte Halbgardine. Hier saß sie, über die Nähmaschine gebeugt, an dem hereinblickenden Wintertag, der ein dünnes, bläuliches Randlicht über den feinen Hinterkopf, den Haarnoten und Nacken und über die gestärkte Halskrause sandte.

Die Stahlfläche glänzte kalt in dem grauen, düsteren Licht, und der weiße Tarlatanstoff, an dem sie nähte, erschien ganz bläulich. Die Scheere lag gespreizt zur Seite und die Spulen und der Fingerhut warfen Schlagschatten auf die Mahagoniplatte.

Das Mondlicht glitt weiter vom Haupt und über den gebeugten Rücken und verlor sich im Schatten.

Ihr Antlitz blieb im Halbdunkel, aber das Profil trat gegen die helle Halbgardine hervor. Die Taille ihres Kleides war von grauem Baumwollstoff und sah eng um die Schultern, welche gerade und breit waren. Am meisten leuchtete die Hand, die groß war und auf der blanken, kalten Stahlfläche lag und den Tarlatan unter der Nadel leitete. Das Licht drang nicht weit hinein. Auf der blaugestrichenen, getäfelten Wand ihr gegenüber erreichte es noch gerade das Bild der Kronprinzessin Viktoria, die in einem hellblauen, ausgeschnittenen Kleide mit einer carmoisinrothen Rose an der Brust dafas, und die eine der goldenen Epauletten des Kronprinzen Gustav daneben.

Im Winkel beim Ofen war es am dunkelsten. Dort stand Mutter Kristiansen und kochte. Dies war die Küche. Der Rücken der Alten war gebeugt und schmal und trug zwei hellere Flicken auf dem dunklen Zeug.

Zur Seite saß ein bleicher, zwölfjähriger Knabe und las in dem „Tageblatt“ und hustete. Er hustete hohl und angestrengt und räusperte sich, spie etwas aus und trat darauf.

Albertine sah von ihrer Arbeit auf:

„Du, Eduard.“

„Ja.“

„Ist es nicht zu dunkel, um da hinten zu lesen?“

Du verdachst Dir die Augen.“

„Ach nein — ich glaube nicht.“

„Es ist abscheulich, daß es so dunkel ist, obwohl wir erst Mittagzeit haben.“

„Ja, das kommt von dem Fjord-Nebel dort bei der Landzunge.“

„Wie viel ist denn jetzt die Uhr?“

„Ich glaube, es ist eins.“

„Dann mußt Du gewiß gehen, Eduard — sonst kommst Du zu spät zur Sprechstunde, und Du weißt, er ist so heftig — der Doctor.“

„Ach meinetwegen, das ist nicht so gefährlich, denke ich.“ — Er hustete und räusperte sich.

Die Alte wandte ein vergrämes, verweintes Antlitz um und blickte zu ihm hin.

„Ja, es ist traurig, daß es heute so dunkel ist,“ sagte sie. Albertine hatte sich wieder über die Maschine gebeugt und trat und zog, nahm dann die Scheere und schnitt und warf sie wieder auf die Tischplatte, daß sie tönte, vertauschte die Spulen, beugte sich wieder unter das eindringende, kalte Licht und nähte weiter.

Sie hatte eine halbe Stunde ohne Unterbrechung genäht, der Fuß hörte auf zu treten, mit der rechten Hand hielt sie das große Rad an und redete und streckte sich ein wenig. Mit der Linken schob sie die Halbgardine ein wenig zur Seite und sah hinaus auf die Nordstadtgasse. Dort war ein hoher grauer Bretterzaun mit einem Fabrikschornstein dahinter, der sich von dem düsteren, fast schwarzen, kalten Himmel abhob. In der Gasse lag schmutziger Schnee und Eisklumpen, kein Mensch war zu sehen.

Sie ließ die Gardine fallen.

Ehe sie wieder anfing zu nähen, lehnte sie sich in den Korbstuhl zurück und lehnte ihr Haupt hintenüber.

Das Winterlicht glitt bleich über ihr Antlitz, dessen Haut so weiß war, wie die des Nackens über der gestärkten Krause, die am Hals sichtbar war, und über die breite, hohe Brust unter der grauen Taille, in der eine Menge Stednadeln steckten.

Ihre Nase war gerade, die Augen groß, aber matt, die Lippen schmal und stolz.

„Ja — schlimm, daß es so dunkel ist — es ist wahr — rein wie bei Nacht. Wird es denn nie wieder schönes Wetter werden.“

Ach ja, ihr könnte es übrigens ganz gleich sein, ob es schönes Wetter wäre oder nicht, denn, wenn sie trotzdem zu Hause bleiben sollte, so —

„Du, Mutter!“

„Ja!“

„Wie lange glaubst Du, daß es her ist, seit ich hier auf diesem Flede sitze?“

„Das weiß ich nicht.“

„Drei Wochen und fünf Tage.“

„Ja — ich begreife nicht, warum Du nicht ausgehst.“

„Ausgehen? Kann ich vielleicht nackt auf die Straße gehen? Willst Du, daß ich mit gestricktem Tuch und Kopfsbedeckung wie ein Fabrikmädchen gehe? Nein, ehe ich das thue, führe ich aus, woran ich so bei mir seit einer halben Stunde gedacht habe. Aber ich sage ja auch nicht, daß ich hinaus will — ich sage nur, daß ich jetzt genau seit drei Wochen und fünf Tagen nicht hinausgelaufen bin — das sage ich nur.“

„Du kannst meinen feinen Shawl geliehen bekommen, wenn Du willst,“ Albertine lachte.

„Den, welchen Du zur Konfirmation getragen hast, ach nein — im Monat März pußt man keinen Pfingstochsen.“

„Ja, aber Du mußt heraus, bedenke doch, denn auf diese Weise wirst Du mir ganz krank.“

„Reinetwegen.“

„Kannst Du nicht hingehen und Deine Sachen einlösen?“ Die Stimme vom Ofen her kam näher und näher aus dem Dunkeln.

„Habe ich etwa zehn Kronen — müssen wir nicht morgen die Miethe bezahlen — nein — das geht nicht, Mutter, — ach nein — es ist ja auch nicht so nötig, daß ich herauskomme, denke ich. Ich sage nur, daß ich genau drei Wochen und fünf Tage drinnen gefessen habe — das ist's ja nur, was ich sage, und darüber sollte ich wohl auch nicht klagen — am 19. März verlegten wir es — am 20. nahm Vater das Geld fort und am 21. reiste er.“

Eduard hustete.

Mutter Kristiansen wandte sich um, es glänzte eine Thräne auf ihrer Wange dort hinten im Dunkeln.

„Kannst — Du — nicht — Oline — bitten, Dir etwas zu leihen?“

„Nein — eher würde ich hier bis zum jüngsten Tage sitzen, ehe ich sie um ihren Regenmantel bitte, ja, eher würde ich wie ein Fabrikmädchen mit Kopftuch und gestricktem Shawl gehen — aber es ist kein Grund zum Klagen — Mutter — denn ich bin gar nicht darauf verfassung, auszugehen, und noch ist ja auch kein schönes Wetter.“

Ihre Sachen einlösen? — Ja, hätte sie die zehn Kronen, dann würde sie bald bei dem Pfandleiher sein, der sie in seinen Fängen hatte, aber, — Oline's Regenmantel leihen? Nein — nein — sie hatte sich ja entschlossen, nie etwas von Oline zu leihen. Am liebsten würde sie nicht einmal Olines Namen nennen hören, wie viel weniger ihren Regenmantel leihen. Das könnte ihr nie einfallen — nicht einmal im Traume. Nein, eher würde sie — sie wüßte nicht, was — und außerdem war ja Oline so besorgt um ihren Regenmantel, und das war

ja auch erklärlich genug — er hatte ja fünfzig Kronen bei Raabeholm gelostet; das schadete im Uebrigen nichts, aber sie wollte nichts von Oline leihen — sie wollte nichts mit Oline zu schaffen haben.

Mit der linken Hand schob sie die Halbgardine vor den Scheiden zur Seite. Ebenso schwarz und ebenso dunkel. Schwarzer Rauch stieg aus dem Fabrikschornstein empor und kein Mensch zu sehen — wenigstens Niemand, der ihr Interesse erregte.

Sie legte den Tarlatanstoff wieder zurecht, sah zu, ob Alles in Ordnung war — beugte sich nieder, gab dem Nade einen Stoß und fing an zu nähen — erst langsam — dann schneller und schneller, bis die Nadel wie rasend auf und nieder ging.

Eduard hustete.

„Mußt Du jetzt nicht gehen, Eduard?“ fragte Mutter Kristiansen und wandte sich um.

„Was ist die Uhr?“

„Ich hörte es eben bei Olfens halb zwei schlagen.“

„Nicht mehr — und schon so dunkel — es ist doch abscheulich.“

„Ja, es ist gräßlich.“

„Nun werde ich gleich gehen.“

Mutter Kristiansen wandte sich wieder fort, so daß die beiden Flicken auf dem Rücken sichtbar wurden.

— Nein, sie wollte nichts von Oline leihen — war es nicht genug, daß man sagte, sie gliche ihr ungemein von Angesicht — mußte sie auch noch mit ihren feinen Kleidern einhergehen?

Ach ja, Oline war ja jetzt gewissermaßen anständig und auch verheirathet, und den Mantel hatte sie erst neu bei Raabeholm für 50 Kronen gekauft — aber das war ganz gleich — man würde am Ende noch sagen, daß er wohl von früher sei, und daß Albertine schließlich denselben Weg gehen würde, den Oline gegangen. Schien es nicht, als ob sie schon das Gerede der Mutter Olfen hörte? — Nein, danke — das sollte denn doch nicht sein. Nun — es wird wohl so kommen, daß sie sich nie in ihrem Leben wird schöne Kleider anschaffen können — nur um Olines willen — denn würde sie sich hübsch kleiden, so würde es wohl heißen: Nein, seht nur die Albertine — nun ja. Sie kann ja wohl so schöne Kleider haben, sie bekommt sie wohl billig, ich denke, sie bezahlt sie baar. Ja — wahrscheinlich, es mußte so mit ihr kommen, denn sie hat ja gute Vorbilder. — So würden sie sprechen — das würde Mutter Olfen sagen und die Anderen, und Valerie, was würde sie sagen? Knack — knack — der Maschine kam etwas in den Weg. — Nein — so geht es. Oh, — sie war sich selbst zuwider.

„So — jetzt gehe ich“, sagte Eduard, „jetzt komme ich gerade recht zur Sprechstunde.“

„Kommst Du morgen und liest das „Tageblatt“?“

„Ja, — wenn ich kann.“

Er ging langsam und schwach aus der Thür.

Albertine hob die Halbgardine in die Höhe und sah ihm in der Gasse nach — der Rücken war gar so schmal in der Jacke.

„Er sieht jetzt schlecht aus, der Eduard.“

Mutter Kristiansen nahm das Scheuertuch und wuschte auf, was er ausgespien hatte.

„Es ist Blut —“ sagte sie, wandte den Rücken wieder und begab sich an den Ofen zu ihrer Kucherei.

„Du mußt jetzt eine neue Taille haben, Alte. Es geht nicht mehr mit den Flicken auf dem Rücken.“

„Ach, das ist mir Alles einerlei“, sagte Mutter Kristiansen und weinte. Die Worte gingen halb verloren dort hinten im Dunkeln.

„Nein ich werde Dir eine Taille nähen, die ordentlich aussieht, wenn ich erst mit diesem Ballkleid hier fertig bin; denn das geht nicht weiter mit den Flicken.“

Ja, das wollte sie wirklich thun — sie wollte ihr eine schöne Taille nähen, denn so sah sie ja abscheulich aus. Ach ja, — es war ja nicht allein der Flicken wegen, dachte sie; es war schwer genug, eine Taille zu machen, welche ordentlich auf dem Rücken saß — der fiel ja jeden Tag mehr und mehr zusammen.

„Sieh die Risse und Falten, die sich darüber hingleben — es geht nun zu Ende mit ihr. Ja, ja, ich werde eine Taille machen, und ich werde sie so machen, daß sie nett aussieht.“

In der Gasse entstand ein Geräusch — sie zog die Halbgardine zur Seite und blickte hinaus. Bei dem hohen, grauen Bretterzaun mit dem Fabrikschornstein dahinter, der in die schwarze Luft hineinragte, kam kreischend ein Schlitten vorbei mit schmutzigem Schnee und aufgehakten Eisstücken — der Mann schritt zur Seite — die Schneehaufel steckte in dem aufgehäuften Schnee, und das Mädchen gähnte und ließ die Gardine wieder fallen.

„Jetzt ist es zwei Uhr,“ sagte Mutter Kristiansen, als ob sie zum Ofen spräche.

„Hörtest Du es bei Olfens schlagen?“

„Ja — es schlug zwei Mal.“

Nun, da wäre es ja zu spät, um noch auszugehen. Hätte sie auch Olines Regenmantel gehabt — und wäre ausgegangen, so hätte die Musik gleich aufgehört; ja —

*) Die Uebersetzung ist als Buch in Budapest erschienen.

nicht, daß sie den Regenmantel hätte leihen wollen, — nein, nicht um Alles in der Welt hätte sie etwas von Oline geliehen, — aber selbst wenn, so wäre es jetzt zu spät — jetzt kam die Musik die Karl-Johannesstraße entlang, jetzt kam sie bei Grang vorbei, jetzt hob der Tambourmajor seinen Stab mit dem großen silbernen Knopf darauf. Gewiß war es genau in diesem Augenblick, daß er es that — und so singen sie an und so spielten sie — bis sie zu dem Studentenhain kamen, wo sie wieder aufhörten. Nein — sie vergaß ja ganz das Nähen.

Der Kapitalwerth des ländlichen Grundbesitzes.

II. (Schluß).

g. Aus dem Umstand, daß der Bauer für sich selbst keinen Arbeitslohn in Anschlag bringt, läßt sich eine Erscheinung gesetzmäßig erklären, die bisher nur als eine Erfahrungsthatfache konstatirt worden ist, die Erscheinung nämlich, daß je kleiner ein Bauerngut ist, es einen (relativ) um so höheren Verkaufspreis erzielt. Man hat freilich eine Erklärung darin gefunden, daß sich für solche kleinen Bauerngüter mehr Bewerber finden und daß daher die Konkurrenz um so größer sei. Dieses Moment wirkt thatsächlich mit, aber es begründet die Sache durchaus nicht hinreichend.

Der Jahreslohn eines ständigen Landarbeiters beträgt (außer Kost und Wohnung) z. B. in Sachsen etwa 300 Mk. Soviel würde auch der Bauer für sich berechnen dürfen; da er es aber nicht thut, so schlägt er den Reinertrag eines Gutes um 300 Mk. und den Kapitalwerth (bei 4%) um 7500 Mk. zu hoch an. Wir wollen dabei voraussetzen, daß sich die Arbeit der Frau und der Kinder gegen die Kosten, die sie verursachen und die aus dem Ertrag des Gutes gedeckt werden, gegenseitig ausheben. Angenommen nun, 1 Hektar mittelguten Landes habe einen wirklichen Kapitalwerth von 1500 Mk., so sind

20 Ha.	15 Ha.	10 Ha.	5 Ha.
30 000 Mk.	22 500 Mk.	15 000 Mk.	7 500 Mk.

werth. Nun schätzt aber der Bauer überall um 7500 Mk. zu hoch. Alsdann sind

20 Ha.	15 Ha.	10 Ha.	5 Ha.
30 000 Mk.	22 500 Mk.	15 000 Mk.	7 500 Mk.
7 500 "	7 500 "	7 500 "	7 500 "
37 000 Mk.	30 000 Mk.	22 500 Mk.	15 000 Mk.

werth, und 1 Ha. eines jeden Gutes hat jetzt folgenden Schätzungswert:

1 Ha.	1 Ha.	1 Ha.	1 Ha.
1 875 Mk.	2 000 Mk.	2 250 Mk.	3 000 Mk.

Der Hektar des kleinen Bauerngutes von 5 Ha. wird also in unserm Beispiel gerade um das Doppelte überschätzt. Man kann annehmen, daß ein Gütchen von 5 Ha. die Arbeit eines Bauern und seiner Familie noch gerade in Anspruch nimmt, so daß also das Exempel nicht in dem Sinne weitergeführt werden darf, daß bei einem Wirtschaftsbetrieb von bloß 1 Ha. dieser einen Schätzungswert von 1500+7500=9000 Mk. erreichen würde. Bei intensivem Betriebe jedoch als Weinberg oder Gartenland, wo schon ein Komplex von 2, bezw. 1 Ha. die Arbeit einer ganzen Familie in Anspruch nehmen kann, sind enorme Verkaufspreise von 5—7000 Mk. pro Ha. an der Tagesordnung.

Diese nach unten progressive Ueberschätzung des ländlichen Grundwerths erklärt auch das Geheimniß derjenigen Spekulation, die man als Güterschlächtere bezeichnet. Sie besteht darin, daß man größere Bauernhöfe und selbst Großgrundbesitz ankauft, alsdann in kleine Güter zerschlägt und stückweise verkauft. Der Vorgang, der sich dabei vollzieht, ist leicht zu durchschauen. Wenn z. B. ein Bauernhof von 20 Ha., der neben der Arbeit des Bauern noch diejenige von 3 bezahlten Arbeitern in Anspruch nimmt, ausgeschlachtet, vielleicht in 4 kleine Güter zerschlagen und so verkauft wird, so wird nun jedes dieser 4 Güter um 7500 Mk. überschätzt, weil jeder Käufer seine Arbeit umsonst anbietet und den Kapitalwerth derselben im Kaufpreis bezahlt. Es braucht also kein bezahlter Arbeiter angestellt werden: der „Reinertrag“ aller 4 Güter ist dann (den Unterhalt jedes der 3 überflüssig gewordenen Lohnarbeiter auf 300 Mk. veranschlagt) um 900 Mk. und der „Kapitalwerth“ derselben um 22 500 Mk. höher geworden. Das ist die angebliche Ueberlegenheit des kleinen Grundbesitzes über den großen. Sie liegt darin, daß die Arbeitskraft einer größeren Anzahl von Familien ausgebeutet werden kann, die außer der bloßen Fristung ihres Lebens keinen Arbeitslohn in Anspruch nehmen.

Die Güterschlächtereien haben in großem Maßstabe namentlich da stattgefunden, wo der Staat seinen Domainenbesitz in großen Komplexen an „unternehmende Leute“ abgegeben hat, statt sich dieses lukrative Geschäft des Güterauschlachtens zu Handen des Fiskus selbst vorzubehalten. Aber auch heute noch ist diese Praktik namentlich in Süddeutschland und in Hessen an der Tagesordnung, wo namentlich solche Bauernhöfe ausgeschlachtet werden, die auf dem Zwangswege zum Verkauf gelangt sind.

Ein Kleinbäuerliches Gut von 5—1 Ha. beschäftigt die Arbeit eines Bauern und seiner Familie nicht hinreichend. Deshalb ist der Besitzer außerdem noch Tagelöhner, Handwerker oder Hausindustrieller. Die Zentren der Hausindustrie liegen überall in Gebieten mit Klein-

bäuerlichem oder zwerghaftem Grundbesitz, und zwar hat die Hausindustrie sowohl in Folge dieser Verhältnisse hier Eingang und Ausdehnung gefunden, als auch ist sie ihrerseits selbst hinwiederum die Ursache einer noch weitergehenden Vertheilung und Zerstückelung des Bodens. Weil nämlich die Besitzer jetzt nicht mehr auf den Betrag ihrer kleinen Güter angewiesen sind, ist die Möglichkeit gegeben, dieselben beim Erbganze zu theilen, und so sieht man die Zerstückelung des Bodens fortschreiten, bis man zu der Kleinheit des landwirtschaftlichen Betriebes gelangt ist, die alle Hausindustriellen Gebiete kennzeichnet. Man bebaut dann die übrig gebliebene Parzelle bloß noch mit Kartoffeln und einigen Gejinnungspflanzen.

Das merkwürdige dabei aber ist, daß die Hausindustrie nur dazu dient, den „Reinertrag“ und demzufolge den Kapitalwerth des Bodens zu erhöhen. Aus dem Ertrag der Hausindustrie werden nämlich die Bedürfnisse der Haushaltung bestritten, die sonst aus dem Ertrag des Landes hätten gedeckt werden müssen und alsdann ist der angebliche „Reinertrag“ des Gutes um so größer. Darum stehen die Grundwerthe in Hausindustriellen Gebieten am höchsten und weil in weiterer Linie die hypothekarische Verschuldung im nämlichen Maßstabe wächst, so ist die Lage der hausindustriellen Bevölkerung auch die elendeste. Die Löhne mögen noch so niedrig sein, die ganze Familie bis zum Kind von 5—7 Jahren mag sich ganze Tage und halbe Nächte abmühen, zuletzt dient ein großer Theil vom Ertrag der Hausindustrie nur zur Verzinsung der Hypothekenschuld und die Lage der Bevölkerung ist gerade wegen der Mehrarbeit, welche der Hausindustrie gewidmet wird schlechter, als in Gebieten ohne Hausindustrie. Es ist natürlich, daß dann jede Stodung im Geschäftsbetrieb die Leute, welche sich den Nebenverdienst allmählig zum Hauptbetrieb gemacht haben, mit ihrer unmittelbaren Gewalt drückt, weil das Land, das sie noch bebauen, nur noch einen kleinen Theil des Lebensunterhaltes decken kann. So wenig ist die Einführung der Hausindustrie ein gutes Mittel zur „Abhilfe der landwirtschaftlichen Nothlage“, daß sie vielmehr das Kleinbäuerliche Elend nur noch weiter erschwert.

In hausindustriellen Gebieten enthält der Kapitalwerth des ländlichen Grundbesitzes noch ein besonderes fremdartiges Moment: einen Theil des kapitalisirten Ertrages der Hausindustrie.

Auch landwirtschaftliche Tagelöhne und Handwerkslöhne können kapitalisirt in den Kapitalwerth des Grundbesitzes eintreten, so daß sie vom anfässigen Tagelöhner oder Handwerker zur Verzinsung der Hypothekenschuld ihres Grundbesitzes theilweise weggegeben werden müssen, eine Erscheinung, die schon in Rußland konstatirt ist.

Von allem Grund und Boden erzielen jedoch einzeln verkaufte Parzellen (Stüde) die höchsten Verkaufspreise. Wenn z. B. ein Bauerngut in Folge von Subhastation parzellenweise verkauft wird, so benützen reichere Bauern, „die oben auf kommen“, diese Gelegenheit zur Abrundung ihres Gutes. Oder sie kaufen freihändig ein Stück Land, das ihnen gut gelegen ist. Solche einzeln verkaufte Grundstücke erzielen die höchsten und bisweilen exorbitant hohe Preise. Der Bauer rechnet, wenn er dieses Grundstück erwerbe, werde er doch nicht mehr bezahlte Arbeiter anzustellen brauchen. Vielleicht hat er heranwachsende Söhne, oder er will in der „strengen Zeit“ noch länger arbeiten und so sieht er den ganzen Rohertrag des Grundstücks als Reinertrag an und berechnet demzufolge den Kapitalwerth entsprechend hoch. Er bringt nicht nur zu wenig Bestimmungskosten in Anschlag, sondern überhaupt keine. Er überlegt nicht einmal, daß er auch gelebt haben müsse, während er das neu erworbene Grundstück bearbeitet; oder wenn er diesen Faktor in's Auge faßt, so sagt er, er müsse dennoch gelebt haben, auch wenn er das Grundstück nicht kaufen würde.

Man sieht, was für ein kolossaler Fehler begangen wird, wenn man aus einer Anzahl von ermittelten Kaufabschlüssen, welche einzelne Grundstücke betreffen, den Durchschnittswert des ländlichen Grundbesitzes berechnen oder gar statistisch den Gesamtwert alles landwirtschaftlich bebauten Bodens in einem Lande feststellen will. Alsdann kommen die ungeheuerlichen Zahlen heraus, mit denen eine unwissenschaftliche Statistik früher gearbeitet hat und womit man das „Steigen des Nationalreichtums“ nachweisen wollte.

Der hohe Kapitalwerth des Bodens ist nur vom privatoronomischen Standpunkt aus Reichthum, vom Standpunkt der ganzen Volkswirtschaft aus zeigen die hohen Güterpreise im Gegentheil die Armuth eines Landes an fruchtbarem Boden an. Sie haben außerdem niedrige Arbeitslöhne und eine niedrige Lebenshaltung der Bevöuer zur Voraussetzung und treffen für Europa und andere alte Kulturländer zu, während Amerika im Verhältnis niedrige Landpreise, dafür aber hohe Arbeitslöhne und eine hohe Lebenshaltung der Bevöuer aufweist.

Schon 1884 schrieb ein englischer Pächter im Derbyshire Advertiser, der Werth des Grund und Bodens in England müsse so tief sinken, bis er auf das Niveau Amerikas gesunken sei. Das ist etwas zuviel gesagt, denn die amerikanische Konkurrenz hat doch immerhin mit den Frachtkosten zu rechnen. Jedenfalls ist aber eine Schutzollpolitik, welche den Kapitalwerth des ländlichen Grundbesitzes künstlich hoch halten will und sich damit zugleich ein Präjudiz schafft, daß bei einer späteren Aufhebung dieser Schutzölle die Grundeigentümer vom

Staat eine Entschädigung verlangen können, ein verhängnisvoller Irrthum und ein kaum wieder gut zu machender Fehler.

Die Zucker-Industrie und ihr Proletariat.

a. Deutschland nimmt unter allen Rübenzucker produzierenden Staaten seit langen die erste Stelle ein. Von den 55 076 880 Zentnern der europäischen Gesamtproduktion im Jahre 1889/90 entfielen beispielsweise auf daselbe allein 19 812 000 Zentner. In seinen 500 Zuckerfabriken sind jährlich ununterbrochen 20 bis 30 Tausend Arbeiter und während der eigentlichen „Kampagne“ — in den Monaten Oktober bis Februar — deren mehr als 100 Tausend beschäftigt.

Es ist also ein gewaltiger, wie die fetten Dividenden und Jubelhymnen der Handels- und Börsenblätter beweisen, zugleich „blühender“ Industriezweig, den wir vor uns sehen und der wohl verdient, daß auch wir uns einmal mit ihm beschäftigen.

Die kapitalistische Produktionsweise ist unter dem Druck der historisch-ökonomischen Gesamtentwicklung auch auf dem platten Lande mehr und mehr zur Herrschaft gelangt. Die riesenhaft fortschreitende Zentralisation der landwirtschaftlichen Kapitale hat die feudale und Kleinbäuerliche Wirtschaftsjorm immer entschiedener verdrängt und damit die Grundlage der bisherigen ländlichen Gesellschaftsverhältnisse zerstört. Die überlegene Technik des Großbetriebes erdrückt den kleinen Besitzer und schleudert ihn erbarmungslos in die Reihen des Proletariats. Zwischen diesem aber und dem profitgierigen Kapital gähnt, an Stelle des ehemaligen patriarchalischen Arbeitsverhältnisses, die unüberbrückbare Kluft des Lohnsystems. Neue, moderne Ideen und Geistesanschauungen sind auf diesen jungverstandenen wirtschaftlichen Grundlagen erwachten und reichen tausendfache Brechen in die finstere, mittelalterliche Denkweise des platten Landes.

Unzählig waren die Bäche ökonomischer Neubildungen, welche den mächtigen Strom der ländlichen kapitalistischen Kultur, der heut alle herkömmlichen Verhältnisse unterwäscht, bilden halfen. Das Hinübergreifen der Großindustrie auf das flache Land war einer von ihnen und nicht der unscheinbarste.

Als die technisch-maschinellen Revolutionen die gesamte Produktionsweise der Landwirtschaft von Grund aus umgestalteten, die verbesserten Verkehrswege und Transportmittel alle Märkte und Absatzgebiete dicht aneinanderrückten und endlich die ausländische und überseeische Getreidekonkurrenz den Körnerbau immer unrentabler gestaltete, warf sich das landwirtschaftliche Großkapital mit voller Wucht auf den intensiven Aderbaubetrieb in Verbindung mit technischen Nebengewerben. Die Schnaps- und Zuckerfabriken schossen wie Pilze aus der Erde und deren reichlich fließende Dividenden gossen heilenden Balsam auf die beginnenden Schmerzen der „landwirtschaftlichen Nothlage“.

Besonders die Zuckerfabrikation in engster Gemeinschaft mit einem oder mehreren landwirtschaftlichen Betrieben erwies sich als eine der stärksten Stützen für unseren „armen“ Großgrundbesitz. Der letztere ist auch thatsächlich der fast alleinige Aktionär und Besitzer aller deutschen Zuckerfabriken und nur eine verschwindend geringe Anzahl derselben sind rein industriell-kapitalistische Unternehmungen.

Ein landwirtschaftlicher Großbetrieb, der seine Rüben in der eigenen Fabrik verarbeiten läßt, läuft auch nie Gefahr, ohne Profit zu arbeiten. Er giebt höchstens auf der einen Seite, was er auf der anderen womöglich doppelt nimmt. Erntet er zum Beispiel, infolge trockenen Wetters, kleine Rüben, die meist sehr zuckerreich sind, so wird zwar der Gewinn aus dem Rohprodukt geschmälert, aber eine hohe Fabriks-Dividende (das Resultat des sehr zuckerhaltigen Rübenmaterials) liefert ihm einen ausgleichenden Gegenwerth. Und umgekehrt deckt ein hoher Bodenertrag den etwaigen Ausfall des Fabriksüberschusses, der durch die geringe Zuckerausbeute großer Rüben erwachsen kann. (Eingeschaltet sei, daß die Rüben meist unter strenger Kontrolle der Fabrik in genau fixirten Zwischenräumen „gepflanzt“ werden müssen, um die Nährkraft des Bodens voll auszunutzen. Der Ertrag eines Ackerstückes bleibt somit einzig von der Größe der angebauten Rübenrasse abhängig.)

Bei einem Anbau von Rübenvarietäten, die neben einem anständigen Rohertrage auch einen solchen an Zuckergehalt garantiren, gewinnt der Zucker produzierende Großgrundbesitzer doppelt.

Durch sorgsame, wissenschaftlich betriebene Zucht und Auswahl sind längst große und zugleich 16 bis 18 pCt. zuckerhaltige Rübenrasen gewonnen, neben denen sich die ursprünglich verwendete Runkelrübe mit ihren 7 bis 8 pCt.-haltigen Zuckersaft recht armfelig ausnimmt.

Auf alle Fälle aber sorgt die freigebige Unterstützung, welche der Staat unserem „nothleidenden“ Großgrundbesitz“ zu Theil werden und die er auch dem armen Zuckerproduzenten durch eine reichlich bemessene „Exportprämie“ angedeihen läßt dafür, daß die Zuckerfabriken, trotz der „schlechten Zeiten“, noch recht hübsch rentiren. Der Umstand, daß von den oben genannten 19 812 000 Zentnern der 1889/90er deutschen Gesamtproduktion 12 300 000 Zentner, also ganze zwei Drittel exportirt wurden, macht jeden Kommentar überflüssig. Das Ausland konsumirt in Folge dieser „staatlichen Fürsorge“ den deutschen Zucker um fast die Hälfte billiger als wir,

denn durch die Zurückzahlung von ca. drei Vierteln der 100 pCt. betragenden Rohmaterialsteuer sind unsere Zuckerproduzenten in den Stand gesetzt, ihr Produkt im Auslande um fast die Hälfte billiger zu verkaufen.

Ein weiterer Vortheil, der einer Großwirthschaft aus der Beteiligung an einer Zuckerrübenfabrik erwächst, ist die Gewinnung eines guten, billigen und leicht konservirbaren Viehfutters aus dem Rübenkraut und den Rübenrückständen, den sogenannten „Schnipeln“. Die Woll- und Fleischschaffhaltung, sowie die Anlage von Milch-, Butter-, und Käsewirthschaften wird dadurch begünstigt.

Der kleine Grundbesitzer geht auch hier leer aus. Von den reichen Fabriksdividenden fließt kaum etwas in seine Tasche und falls wirklich sein Acker die zur Kultur der Zuckerrübe nöthigen natürlichen Beschaffenheiten hat, fehlt ihm das Kapital, welches der intensive Betrieb einer Rübenwirthschaft erfordert. Verarbeitet eine Fabrik in Folge günstiger Konjunkturen noch „Kaufrüben“ von kleinen Wirthschaften, d. h. Rüben, die sie aus dem von ihr gelieferten Samen durch kleine Grundeigentümer anbauen läßt, so kann der letztere direkten Schaden erleiden, wenn etwa die Rübenerte quantitativ gering ausfällt.

Die Zuckerindustrie hat auf die Betriebsweise der Landwirtschaft in revolutionärster Weise zurückgewirkt. Die rationelle Rübenkultur erfordert einen beträchtlich größeren Aufwand an Kapital, Bodenverbesserung, Düngung, lebendem und todtm Inventar und besonders an Maschinen und menschlichen Arbeitskräften, als jene des Getreides und der Kartoffeln. Vornehmlich dem Zuckerrübenanbau verdanken wir das rapide Anwachsen der Frauen- und Kinderarbeit im landwirthschaftlichen Betriebe, die Beweglichkeit der Arbeitermassen innerhalb derselben, die sogenannte „Sachsgängerei“, die immer strengere Durchföhrung des reinen Geldlohnsystems, das übermächtige Anwachsen der kapitalistischen landwirthschaftlichen Großbetriebe, aber auch die vollständige Neugestaltung des ländlichen Proletariats. Der Tagelöhner, welcher im Sommer auf dem Felde und im Winter in der Zuckerrübenfabrik arbeitet, wird unwiderstehlich in den Strudel der kapitalistischen Geisteswelt hineingerissen. Der Ackerbaubetrieb wird durch die Ausshungerung des Bodens, wie solche die „freie“, auf Spekulation und nach Bedarf arbeitende „Wirthschaft“ naturgemäß mit sich bringt, fortwährend zu immer größerer Intensivität angepornt. Die wissenschaftliche Methode der landwirthschaftlichen Produktion wird durch die Anlage von Samenzüchtereien, Versuchstationen u. immer strenger durchgeführt. Das Großkapital heimt allein alle diese Vortheile ein, die Stellung des Kleinbauern wird täglich unhaltbarer. Er kann nicht, wie jener, dem Anprall der ausländischen Konkurrenz ausweichen und zu industriellen Nebengewerben greifen, sondern muß sein theures Brod entweder selber essen oder um jeden Preis loschlagen. Unter der Last der Hypotheken, der Ueberarbeitung und unter den wuchtigen Schlägen der raffinierten Betriebstechnik des Großbetriebes bricht er zusammen, wie der Kleinmeister unter dem Druck der Großindustrie. Manchem unter ihnen mag diese Einsicht wohl aufdämmern, wenn er, zum Bettler und Zuckerrübenarbeiter geworden, an sich selbst erfahren lernt, wie geschieht sein übermächtiger Gegner auch nebenbei aus Menschennochen Geld zu pressen versteht. „Ja, Bauer, das ist was Anderes.“

Ein neugieriger Blick in die großgrundherrliche Maschinenwerkstatt einer Zuckerrübenfabrik lohnt in der That.

Es ist Anfang Dezember, die Fabrik in vollem Betriebe. Auf den Rübenfeldern liegt hoher Schnee, über die Landstraße raist der Wintersturm und jagt die dichtfallenden weißen Floden wieder zum Himmel empor. Mühsam arbeiten sich die schwerbeladenen Rübenwagen, von frierenden, durchnässten Arbeitern flankirt, durch die Schneeberge und das Unwetter. Vor dem Hofthor der Fabrik, deren Lichter phantastisch durch die leichten, von allen Seiten aufsteigenden Dampfswolken und das Schneegestöber schimmern, macht die Wagenkaravane Halt. Die Geschirrführer suchen, dicht an die Mauer oder die Gespanne gedrückt, Schutz gegen Wind und Schnee, denn nur in längeren Pausen rückt Wagen um Wagen vorwärts auf die am Eingangsthor befindliche Fabrikwaage. Hier wird das Rübengewicht festgestellt, worauf der Inhalt des Wagens in die großen Rübenbassins, die mit der Wäscherei in Verbindung stehen, entleert wird. Elevatoren befördern die gereinigten Rüben alsdann nach dem oberen Stockwerk der Fabrik, wo sie in Wagen verladen und zuerst dem Steuerbeamten zur Gewichtsnotirung vorgeführt werden.

Während die Rüben hierauf nach den Zerkleinerungsmaschinen transportirt werden, um von da aus später in die Saftpresse, Koch und Siedekessel u. s. w. zu gelangen, betrachten wir das merkwürdige, lebhaft arbeitende Durcheinander der Eisenkonstruktion um und über uns. Den neugierigen Fragen macht ein schmerzhaftes Prickeln in unseren Gliedern ein Ende. Wir haben noch gar nicht beachtet, daß eine beklemmende Wärme unser durchfrorenes Blut wieder in Wallung gebracht hat. In den Trocken- und Siederäumen steigert sich diese Hitze bis zu 40 Grad. Nun fällt uns auch auf, daß die Arbeiter, welche schweißtreibend die Rübenkarren an uns vorbei schieben, zwischen dem Gewirr der Schwungräder, Transmissionsstangen und Kessel austauchend die Maschinen bedienen, zum Theil fast nackt gehen. In den Siederäumen droht uns die glühende Temperatur den Athem zu nehmen.

„Können es denn Menschen in dieser Gluth stundenlang aushalten?“ so fragen wir.

„Stundenlang?“ — antwortet unser Gegenüber lächelnd — „viele von ihnen kommen während der vier Saisonmonate kaum auf einen Tag in eine andere Atmosphäre“.

Ein Schichtwechsel findet zwar nominell alle 12 Stunden statt, da aber die Fabrik meist nicht die genügende Zahl von Arbeitern findet, zum Theil auch hier zu sparen sucht, außerdem die elendesten Hungerlöhne zahlt, ist eine hinter einander laufende Schicht von 18 Stunden die übliche. Diese Verwüstung und Ausbeutung der Arbeitskraft legt in die Brust Abertausender den Todeskeim. Hierzu kommt, daß die Ernährung schlecht und unregelmäßig ist. Die übergroße Hitze reizt den Magen nicht zur Aufnahme fester Nahrung, sondern zum Trinken. Die Hälfte des Lohnes muß der Arbeiter für letzteres verwenden. Alle Mahlzeiten nimmt er während den kurzen Ruhepausen in der Fabrik zu sich. Sie bestehen selten aus etwas anderem als Brod und Schmalz oder Speck und werden ihm meist von dem Budiker des Etablissements schlecht, theuer und auf Borg geliefert. Kein Wunder, daß er am Schlusse der Saison nicht nur abgemagert bis auf's Skelett, sondern auch ebenso arm und elend als vor Beginn derselben auf der winterlichen Landstraße steht. Mancher, der in der Nähe ansässig ist, tröstet sich bei dem Gedanken an Weib und Kinder vielleicht mit Hoffnung auf die Zuckerrübenkampagne des nächsten Jahres. Der Thor! — er ahnt nicht, daß bis dahin hundertfache technische Verbesserungen des Produktionsverfahrens auch seine Arbeitskraft überflüssig gemacht haben können, oder der „Aufschwung“ der Zuckerindustrie in das Stadium der Krise getreten sein kann.

Die Fortschritte der Technik haben sich gerade in der Rübenzuckerrübenfabrikation in den letzten Jahren überstürzt und die „freie Konkurrenz“ der Fabriken läßt das Ende derselben gar nicht absehen. Es tritt hinzu, daß die „Ueberproduktion“ in diesem Artikel auch die fetten Dividenden schon merklich heruntergeschraubt hat und die eine Zeit lang zurückgedrängte Rohrzuckerkonkurrenz Afriens und Amerikas, welche mehr und mehr mit der verbesserten Maschinerie Europas zu arbeiten beginnt, wieder drohender geworden ist. Die Zuckerringe und Truhs können, wie der vorjährige Magdeburger Zuckertrach beweist, nur noch durch die gewagtesten Spekulationen die Preise halten.

In dem Maße, daß das kapitalistische System einen so bedeutenden Industriezweig wie die Rübenzuckerrübenfabrikation von Krise zu Krise schleudert, würde es sich aber gar nicht bloß um die Existenzvernichtung der 100 000 Arbeiter dieses Gewerbes, sondern um noch unendlich viel mehr handeln. Hinter der Zuckerindustrie steht der Ackerbaubetrieb, der durch dieselbe eine totale Umgestaltung erfahren hat und dessen Wohl und Wehe heut vielfach aufs Engste mit dem jener verknüpft ist. Die Krisen können auf die Landwirtschaft so wenig ohne Rückwirkung bleiben als der ehemalige „Aufschwung“.

Trotzdem hat auch dieses trostlose Bild seine Lichtseite. Je schneller das landwirthschaftlich-industrielle Großkapital seine zeretzenden Tendenzen verwirklicht, je unerbittlicher die wirthschaftliche Anarchie auch auf dem flachen Lande den Kleinbetrieb vernichtet, je radikaler das stumpfsinnige ländliche Proletariat aus seiner Existenzsicherheit gerissen und durch die Arbeitermassenanhäufung sein Solidaritätsgefühl großgezogen wird, um so schneller und unaufhaltsamer wird auch dort der Zusammenbruch des herrschenden Systems sein.

Jetzt finden wir auch die Leichenblässe auf den vom Elend gestempelten, ausgemergelten Gesichtern dieser Armen erklärlich. Aber noch etwas anderes fällt uns auf, eine große Ungleichheit der Physiognomien, wie solche einer bunt zusammengewürfelten Menschenchaar von verschiedener geistiger Veranlagung und „gesellschaftlicher Stellung“ eigen ist. Wir fragen. Der erste erzählt uns, daß er als Tagelöhner bei einem Bauern, der jedoch im Winter nur wenig Beschäftigung für ihn hat, im Dienst steht, weshalb er die Fabrikampagne „mitnehmen“ muß. Ein zweiter ist als „Sachsgänger“ in die Gegend gekommen und verspürt keine Neigung nach Ostpreußen zurückzulehren. Ein dritter stammt aus einer kleinen Stadt in der Nachbarschaft, wo sich infolge industrieller Unternehmungen, die meist alle „verkracht“ sind, ein beträchtliches Proletariat angesammelt hat, das sich nun auf die verschiedenste Weise durchschlagen muß. Der übrige, größte Theil aber gehört jener großen Klasse des Landstrafenproletariats an, welches die wirthschaftlichen Krisen unaufhörlich von Stadt zu Stadt schleudern. Stellenlose Kaufleute, „Handwerksburtschen“, Schauspieler, Industriearbeiter, ehemalige Kleinmeister und andere, alle hat der Zufall und das Elend hier zusammengeführt. Die Strophen ihrer Klagelieder sind verschieden, der Refrain immer derselbe. Die wirthschaftliche Anarchie unserer hochgepriesenen kapitalistischen Kulturperiode hat alle diese Unglücklichen als Bettler auf's Pflaster geworfen. Wochen- und monatelang haben sie hungernd, frierend und zertumult die Landstraßen durchwandert, sind sie arbeitsuchend und bettelnd von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gezogen, ununterbrochen von der Noth und den Gendarmen verfolgt. Sie haben sich glückselig geschätzt, als sie die schwere und schlechtgelohnte Arbeitsgelegenheit in der Zuckerrübenfabrik gefunden hatten. Ihre Nahrung während der „Kampagne“ ist zwar jämmerlich, ihre Wohnung besteht zwar nur in einem Bund Stroh und einer Decke in der Fabrikfabrieme oder auf dem Trockenboden der Fabrik selbst, aber der Gedanke an die

Hungermonate und die eifigen Regen- und Schneestürme der Landstraße läßt ihnen die Gegenwart paradiesisch erscheinen. Ein Seligkeitsgefühl durchrieselt ihren elenden Körper, wenn sie sich nach der aufreibenden Arbeitsschicht todtmüde auf ihr Lager strecken, das die heiße Luft des Fabrikbodens umschlängert.

Diesen Arbeitermassen gegenüber haben die Zuckerrübenfabriken einen sehr leichten Stand. Der Lohn erreicht fast nie den ortsüblichen der Landtagelöhner. In der Provinz Sachsen, der Hochburg der deutschen Zuckerindustrie, beträgt er im Durchschnitt Mk. 1,30 täglich. Allerdings liefert die Fabrik den fremden Arbeitern auch noch die erwähnte „freie Wohnung“, allein sie verlangt auch etwas für diese „anständige“ Bezahlung. In einer tropischen Temperatur schwere Lasten tragen, Karren schieben, die Maschinen und Kessel bewachen ist keine Kleinigkeit, um so weniger, als der Arbeiter leicht Gefahr läuft auf den vom Rübensafte schlüpfrig gehaltenen Boden auszugleiten und seine Glieder zu brechen. Auch Verbrühungen durch den kochenden Syrup und Unglücksfälle, durch die Maschinen herbeigeführt, sind keine Seltenheit! Entgeht der Arbeiter dem allem, dem Rheumatismus entgeht er bei jahrelanger fortgesetzter Zuckerrübenfabrikation sicher nicht. —

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Rahl („Deutsche Worte“).

(7. Fortsetzung.)

Die freie Wissenschaft führt zum Hochmuth, und Hochmuth kommt vor dem Falle. Die Wissenschaft muß dem Glauben untergeordnet bleiben: nicht nur die geistliche Wissenschaft, sondern auch die weltliche. Ist ja auch der Lehrer weniger als der Geistliche. Im Geistlichen ist Würde und Wissenschaft zu vollkommener Einheit verschmolzen, die ihn weit über alle andern Menschen erhebt. Er gebraucht aber seine Wissenschaft nicht zum Aufbringen neuer Meinungen und Lehren, von denen kein Hungeriger herunterbeißen kann, sondern zur Vertheidigung der christlichen Religion in der Predigt. Es ist schon eine wahre Freude, so einen Missionär (Wanderprediger) anzuhören, wie er's ihnen (den neuen Aufklärern) hineinsagen kann. Die Missionäre (Jesuiten) sind ja viel höher angestudirt. In Solchen erhält die Wissenschaft erst ihre rechte Weihe.

Wie klar es also ist, daß dem Priester die Wissenschaft gebühre, ebenso klar ist es auch, daß sie der Bauer nicht braucht und nicht brauchen kann. Den Glauben hat ja dieser nicht zu vertheidigen; und wenn es auch sein Schönes hätte, so gelegentlich einem „Lutherischen“ einen rechten „Brodten hinaufzuschmeißen“ — so kommt ja der Bauer kaum in diese Lage, da weit und breit bis selbst in's Gebirge hinein alles „christlich“ ist. Es giebt wohl auch so überspannte Bauern, die geschickt und gelehrt sein wollen — aber es hat sich noch allemal gezeigt, daß bei solchen Menschen nicht viel dahinter ist. Dieses letztere Urtheil, das wir aus der Anschauung des Landvolkes gefaßt haben, trifft in der That meistens zu; denn die ganze „Gelehrsamkeit“ eines derartigen „Geschickten“ entspringt gewöhnlich aus einem alten Buch, welches der gute Landmann ererbt oder zufällig irgendwoher bekommen hat, und welches nicht so „hoch geschrieben“ und auch nicht so „lutherisch“ ist, wie die meisten heutigen Bücher, von denen der Bauer nichts wissen will. Solche alte Codices, die auf dem Lande noch in einigen ehrwürdigen Exemplaren angetroffen werden, sind etwa ein Thesaurus herbarum, d. i. Ganzes Kräuter-Magazin, mit angehängter nutzlicher Verwendung deren gemeinen Kräutern nach Plinius und Isidorus Hispalensis, unterpikt mit allen möglichen Fabeln und Mythen, oder eine Legende aller Heiligen mit entsetzlichen Wartenbildern, oder: „P. Martini Cochem Leben und Leiden Christi“ mit einer populären astronomischen Einleitung, nach welcher die Sonne noch 260.000 „teutsche“ Meilen per Stunde zurückzulegen hat, um ihren Umlauf um die Erde täglich zu vollenden, und mit einer gräßlichen Darstellung der vier letzten Dinge als Schluß. Aus einem derartigen Buch nun holt so ein „gelehrter“ Bauer zugleich seine ganze Geographie, Naturkunst, Arzneiwissenschaft, hochdeutsche Stilistik, soweit er eine solche in der Wiederergabe seines gelehrten Wissens malträtiren muß, und sogar noch einige lateinische Broden drüber. Ein solcher auf sein Wissen stolzer Bauer ist dann ein wahres geistiges Schensal, und beweist seiner Umgebung durch sein abschreckendes Beispiel erst recht, daß der Bauer „beim Pfluge“ zu bleiben und sich von allem Wissen ferne zu halten hat.

Aus dem nun besprochenen Verhältnisse ergeben sich nothwendig die zwei nachstehenden Folgerungen. Erstens: Das Wissen ist nicht für die Bauern, sondern nur für die „Hohen“; und auch unter diesen macht nur der Geistliche den richtigen Gebrauch davon, denn bei allen Andern ist das Wissen nur ein gefährliches Instrument, mit dem sie gar leicht die Religion untergraben oder doch in hoffärtiger Ueberschätzung ihrer selbst sonst irgendwie schädlich wirken und Aergerniß geben können. Daher ist jedes Studium, das nicht auf einen Geistlichen zielt, dem Bauer unsympathisch, umsomehr, als die weltlichen Beamten und „Gelehrten“ alle vom Steuergulden leben.

Zweitens: Da aber die Wissenschaft doch in sich schon etwas Erhabenes, Anerkennung Erzwingendes hat; da der beim Landvolk so hoch stehende Klerus die Wissenschaft gleichsam repräsentirt und ihr eine religiöse Weihe verleiht, so muß der Bauer immerhin eine gewisse Achtung vor dem Geistigen, vor dem Wissen, haben.

Da ihm aber die Wissenschaft nie für seine Auffassung und seine Bedürfnisse zurechtgelegt und selbst in unserer Zeit niemals in seinem Interesse ausgebeutet worden ist — ohne daß nicht Andere den Löwenantheil des Nutzens ihm vorweg genommen hätten — so hat er keine innere Ueberzeugung und Anschauung von der Zweckmäßigkeit des Wissens und von der Realität des Geistigen, so daß jene „gewisse“ Hochschätzung der Wissenschaft nicht in der Natürlichkeit, sondern nur in der Manier des Landvolkes wurzelt. Wir wissen bereits, wie wenig hierauf zu geben ist, und werden jetzt die Aeußerungen des Bauers über Wissenschaft und Studium auf den eigentlichen Werth zu reduzieren im Stande sein. „Ja ja, ein Kopf gehört dazu, wenn Einer studiren will,“ sagt Bäuerlein bewundernd, „ein Kopf gehört dazu!“ und dabei wiegt es mit bedeutungsvoller Miene das Haupt. Diese Manier-Aeußerung auf die natürliche Denkweise des Bauers projiziert, heißt: „Zum Lernen ist unter Tausenden kaum Einer berufen, der nämlich, welcher ganz außerordentlich hierzu talentirt ist. Ich bin eigentlich froh, daß ich nicht so talentirt bin, sonst hätte ich vielleicht auch so viel lernen müssen — ja, wenn man auf einmal ein studirter Herr sein könnte, dann ließ ich mir's gefallen!“ Oft hört man von Landleuten die, anscheinend von lauter Bescheidenheit und Bewunderung für die „Hochstudirten“ diktierte Phrase: „Das versteh'n wir nicht, dazu sind wir zu wenig gelehrt.“ Man möchte ihnen z. B. erklären, warum das Steuerzahlen nothwendig ist, oder wie ein sonst religiöser Mensch aus reinen Ueberzeugungsgründen aus dem Kloster treten kann: „Das versteh'n wir nicht.“ Diese Antwort bedeutet in reinem Deutsch: „Es ist uns gar nicht der Mühe werth, darüber nachzudenken, oder Dich anzuhören; denn Steuerzahlen müssen wir, ob wir's wissen oder nicht, und betrefft eines Menschen, der aus dem Kloster tritt, bleiben wir lieber beim verdammenden Urtheil, weil dieses unseren Traditionen besser entspricht.“

Dieselbe Geringschätzung, wie gegen alles Geistige, befindet der Bauer konsequent auch gegen alle ungewohnte wirtschaftliche Spekulation. Es giebt einige ehrenvolle Ausnahmen. Einzelne — sehr wenige — Bauern wissen durch Holz- oder Hühnerhandel sich Erkleckliches zu erwerben, ihre Kinder auf gute Häuser zu verheirathen; und durch Kauf und Zucht von Stieren und Ochsen versteht fast jeder Bauer, sich jährlich sein Wein- und Tabakgeld zu erobern. Aber im Allgemeinen bewegt sich der Bauer im althergebrachten Geleise — jeder selbständigen Spekulation und Berechnung entzogen. Lieber plagt er sich, wie das liebe Vieh, bevor er überlegt, wie er mit weniger Plage das selbe leisten und produziren könnte. Dies ist sehr begreiflich. „Besser ein Spatz in der Hand, als neun Tauben auf dem Dache,“ denkt sich der Bauer — und da fast jede Spekulation mit einem augenblicklichen Nachtheil (Aufwand) verbunden ist, der erst durch den künftigen Nutzen mehrfach aufgewogen werden soll, der Bauer aber alles Künftige für irrelig zu halten geneigt ist, weil es nicht mit Händen gegriffen werden kann und nur durch das geistige Band der Berechnung an die Gegenwart geknüpft ist — so leuchtet ein, daß sich der Bauer zu keiner Spekulation erheben kann. Umsonst würde ich meinen Landsleuten predigen: „Laßt den Getreidebau in Eurer Gegend — Ihr könnt ja ohnehin das Korn nicht verkaufen; die großen Einfuhren gehen heute von Ungarn, der Hanna und dem Marchfelde in die Hauptstadt, um Euer Biischen kümmert sich kein Unternehmer! Verlegt Euch mehr auf Viehzucht, Obst- und Gemüsehau, denn derlei Artikel bringt Ihr besser an den Mann!“ Wer wollte da einen größeren Stall bauen, Acker zu Wiesen stehen lassen, oder Obstbäume pflanzen!? So viel Aufwand für einen Nutzen, der vielleicht lange auf sich warten läßt! — Diese Unbeholfenheit geht aber oft bis ins kleinste Detail der täglichen Beschäftigung herab — und nun bedenke man, wie viel Kraft die Bauernschaft im Ganzen vergeudet.

So platt ist der Bauer an das eben Bestehende gebunden, daß er gar nicht glaubt, es könne auch anders sein, und daß er sogar jeden Versuch, eine Aenderung und Besserung herbeizuführen, mit Verdruß und hämischem Kerger wahrnimmt. Mein Großvater setzte Obstbäume längs der sonnigen, staubigen Straße, wo sein Acker an diese stieß. „Da wächst nix,“ war die unberufene Bemerkung der Vorübergehenden. „Freilich wächst nix, wenn man nichts ansetzt,“ gab er zur Antwort. „Ja,“ meinten Andere, „da stehlen ja die Bettler und Hand-

werksburschen Alles, neben der Straße!“ „Besser, sie können mir was stehlen, als wenn ich nichts hab,“ argumentirte jener ganz richtig, aber überzeugen konnte er doch Niemanden damit.

Daß bei dieser Geringschätzung aller Spekulation, alles Geistigen überhaupt, die geistigen Fähigkeiten immer stumpfer werden müssen, leuchtet wohl ein. Es stellt sich schließlich jene eigenthümliche Dummheit ein, welche darin besteht, daß der Mensch nicht einmal die gegenwärtigen Vorgänge, die sich in und um ihn vollziehen, richtig auffassen und beurtheilen kann. Solche Leute tappen dann wie blind durch das Leben und fallen Schritt für Schritt sich und Andern zur Last. Es wäre doch, meint man, nicht so schwer, zu beobachten, daß ein Kranker gerne heitere Gesichter um sich sieht — nicht ausgelassene, sondern heitere — und daß er es gerne hört, wenn man seinen Zustand möglichst günstig darstellt. Da kommen aber diese andächtigen Betteln mit all' ihrer hohläugigen Frömmigkeit daher an's Krankenbett, wundern sich in wiederholten Ausdrücken, wie der Kranke schlecht aussieht: „Mein Gott, Kathl, ich hatt' Dich bald nicht erkannt, so bist Du entstellt — mußt Dich wohl recht schlecht sein, gelt Kathl?“ — ja, sie sind gleich bereit, den Patienten für's Aeußere „gefaßt“ zu machen. Eine Betschwester litt schwer an Bauchtyphus und Unterleibsentzündung. Ich suchte sie heim und traf sie im Zustand größter Verzagtheit. Man ließ sie oft lange allein liegen, um auf dem Felde der Arbeit nachzugehen, und redete ihr, wenn man zu Hause war, noch „zu hören“, wie nothwendig sie jetzt zu thun hätte! „Wenn der Mensch nur nicht gar so dumm wäre,“ seufzte dann die Kranke, und meinte damit ihren langjährigen Eheherrn. Ein Zustand fortwährender Aufregung und Aergerlichkeit, hervorgerufen durch die unerquickliche menschliche und sachliche Umgebung, hemmte die Genesung. Der Arzt — auch gerade kein Genie — gab die Hoffnung auf, und, als eine andere Betschwester desselben Dorfes ihn auf der Straße um das Befinden der Kranken befragte, eröffnete er ihr seine ernüchterte Besorgniß. Die fromme Seele eilte sofort zum Krankenbett und theilte ihrer lieben geistlichen Schwester brüderlich mit, „was ihr der Doktor heut' g'sagt hat,“ damit sie sich bereit halten könne. Ein schöner Trost! Nur den Kranken nicht aufregen! — Die Arme hat aber eine starke Natur und wagt, während ich dieses schreibe, schon die ersten Gänge ins Freie. Eine schwächere Natur hätte müssen den Fehlern der Behandlung erliegen, und der liebevolle, betschwesterliche Todesengel würde dann gesagt haben: „Es halt doch gut gewesen, daß ich sie früher hab' gefaßt gemacht drauß,“ wollte man aber die andächtige Heze wegen ihrer Uebereithheit jetzt zur Rede stellen, so würde sie antworten: „Ist sie denn ohnehin gesund geworden wieder, kann ihr ja doch nicht so stark geschadet haben.“ — Selbst die einfachste Diät kommt solchen Leuten bei ihrer Dummheit abhandeln, und wieder ist es der Kranke, der am meisten darunter leidet. Im März d. J. lag ein sechzehnjähriger Bauernbursch, Sohn eines reichen Wirtschaftsbesizers, an der Lungenschwindsucht schwer darnieder. Man hatte fast alle Hoffnung schon aufgegeben; da trat eine Wendung zum Besseren ein, die etliche Tage anwährte. Plötzlich kam die Mutter des Bettlägerigen bestürzt zu uns und klagte: „Heute ist er wieder gar so schlecht geworden über Nacht, ich weiß nicht warum — gestern hat er nach Wein verlangt, und da haben wir ihm kalten „Most“ (d. i. Aepfelwein) zu trinken gegeben; kann sein, daß er etwa gar von diesem so schlecht ist!“ Lungenschwindsucht und — kalter Aepfelwein, der noch viel dicker und unreiner ist, als schlechter Traubenwein! Etliche Tage darnach war der Bursche eine Leiche. Zu einer Frau, die von der Dorfbewohnerschaft vielseitig um ärztliche Rathschläge angegangen wird, kam unlängst eine Dienstmagd mit einem fürchterlich aufgeschwollenen Finger, an dem sie sich drei Monate vorher verwundet hatte. Ein großes starrs Pechpflaster hüllte den kranken Finger seit seiner Verwundung ein! Die Frau ließ sie dieses Pflaster sofort entfernen und den Finger waschen und rein halten, worauf er schnell heilte. So ertödtet ist in solchen Menschen der unbefangene, natürliche Sinn für das nächstliegende Richtige — wie es in diesem Falle das Reinhalten der Wunde wäre — daß sie von dem Arzte, der ihnen so einfache Mittel anempfiehlt, ganz trostlos und enttäuscht weggehen, weil sie dieselben für nichts achten und vom Arzte lauter Wunderkuren erwarten. Je abenteuerlicher ein Mittel ausfällt, desto mehr bauen sie auf dessen

Wirksamkeit, und diese ihre Neigung wird von abergläubischen oder verschmitzten Wunderdoctoren fortwährend reichlich befriedigt und genährt. Es ist noch ein verhältnißmäßig harmloser „Bauern-Drz“, der in Rosegger's „Tannenharz und Fichtennadeln“ (2. Aufl.) bloß mit „Warmhalten“, „Umschlagen“ u. dgl. kurirt. Es wäre gewiß von großem Interesse, alle die zahlreichen Volksheilmittel, wie sie auf dem Lande gebräuchlich sind, und unter denen übrigens manche ganz vernünftige angetroffen werden, übersichtlich zusammenzustellen, nach den Motiven, aus welchen man die einzelnen — oft nichtsagenden, oft abergläubischen, oft auch schädlichen — Hausmittel für wirksam besunden haben mochte.

Da sich aber der Sinn für das Richtige und Wahre zunächst an der Beobachtung und getreuen Auffassung des Gegenwärtigen, Naheliegenden üben soll, diese Übung aber, wie aus dem Gesagten erhellt, größtentheils abhanden gekommen ist, so mußte sich nothwendig ein Zustand einstellen, in welchem das Landvolf, des inneren Maßstabes für die Richtigkeit und Wahrheit der Dinge entbehrend, in rathlose Unsicherheit und Ueberzeugungslosigkeit verfällt, die es wieder dem Autoritätsglauben und dem Dogma selbst in jenen Dingen überantwortet, wo, wie in kleinen und großen Wirtschaftsangelegenheiten, in Behandlung und Beurtheilung der Mitwelt, im Verhalten gegen neue Anschauungen, Erfindungen und Einführungen, der praktische Verstand zu entscheiden hätte. Wir fassen hier das Wort Dogma nicht vom kirchlichen Standpunkt: Dogma ist uns eben Alles, was der Mensch, wo ihm unmittelbare Ueberzeugung und lebendiges Urtheil fehlt, auf Grund irgend einer Autorität — sei es nun Ständestradiation, Volksanschauung, öffentliche Meinung u. s. w. — als Norm seines Denkens und Handelns annimmt. Unser Bauer lebt nun fast in lauter Dogmen. Er kann selbst jene Erscheinungen des Lebens, die sich täglich vor ihm entrollen, nur in den allergrößten Zügen auffassen, für die feinere Beurtheilung derselben, ebenso wie für die Auffassung aller komplizirteren und ihm etwas ferner stehenden Vorgänge fehlt es ihm vollends an Verständnis. Es ist schwer für denjenigen, der durch verwandtschaftliche Beziehungen oder sonstige Interessen an dieses Volk gebunden und unter ihm zu leben genöthigt ist, gegen den Strom dieser Dogmen zu schwimmen. Er kann sein ehrliches Schaffen und Thun, wo es gegen die Tradition ist, durch Argumente verteidigen, wie er will — er kann das Verdict, welches die Umgebung über ihn verhängt, in den ihm eben gegenüberstehenden Personen momentan zurückdrängen, im Allgemeinen besiegen aber nicht. Die ganze Hoffnung muß der Volksfreund auf die Jugend setzen, die immer verhältnißmäßig unbefangener und natürlicher ist. Selbst junge Leute in den Zwanzigerjahren können noch von dem Druck der Dogmen befreit werden, wenn man sie der ländlichen Umgebung enttrübt. Es ist merkwürdig, wie sich diese, mit pietätvoller Anhänglichkeit an die heimathliche Anschauungsweise, auch noch in der Fremde um ihre Dogmen wehren: sie streiten lange und kapituliren schließlich nicht ausdrücklich. Aber innerlich ist das Dogma durch das sonnige Wort natürlicher Wahrheit geschmolzen, und findet es nicht neue Auffrischung im sonstigen Verkehr, so wird es allmählig aus dem Herzen dieses Menschen verschwinden. Bald wird er, zunächst wo es sein neuer Lehrmeister nicht merkt, in dem Sinne handeln, welchen er jenem gegenüber so eifrig bestritten hat.

Wir werden uns jetzt nicht mehr täuschen oder berirren lassen, wenn ein Bauer emphatisch behauptet: „Ich bin davon überzeugt!“ Er hat ja in der Regel gar kein Gefühl für Ueberzeugung, er weiß nicht, wie das ist, wenn man überzeugt ist. Seine „Ueberzeugung“ beruht meist auf einer vorgefaßten Meinung, auf einer Selbsttäuschung zu Gunsten einer liebgewordenen Ansicht, oder auf einer allmächtigen Autorität. Oft sagte ich Bauersleuten: „Aber wie kann denn eine Heze die Milch aus deiner Kuh bringen, ohne in den Stall zu kommen!“ oder „Was soll denn das kreuzweise Herumfahren mit kalten Steinen auf den Gliedern eines Giftkranken diesem helfen!“ und erhielt die gereizte Antwort: „Wenn ich aber überzeugt bin!“ Dann folgte gewöhnlich eine Aufzählung von Beispielen, in denen diese Mittel augenscheinlich und ganz unbefreitbar geholfen hätten. So ist auch die Betschwester und der Betbruder „überzeugt“, d. i. fanatisch eingenommen von seinen falschereligiösen Ideen, die er auf Grund einer kirchlichen Autorität sich zu glauben auferlegt findet.

Albert Auerbach,
Berlin S., Kottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.
von

J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppeltägige Vorderkränze von 50 Pfg. an.
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.



Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

VON

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämmtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaren

zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



W. Gründel's Restaurant

(früher: R. Wendt.)

Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Vertheil der Buchbinder,
Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher,
Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und
Abendstisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt Nr. 578.

Allen Freunden und Bekannten empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.